

1. Jahrgang. • Heft 12. • März 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Die Amtssprache in Schlesien.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

Die Geschichte trifft Schlesien als ein von Polen besiedeltes Land an. Sämtliche Ortschaften Schlesiens, soweit sie nicht späteren Ursprungs sind, tragen polnische, allerdings im Laufe der Zeit häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellte Namen. Die Annahme, daß hier vor den Polen deutsche Stämme gewohnt haben, erscheint nach allem, was wir über die in Europa stattgehabten Völkerwanderungen wissen, von vornherein wahrscheinlich, wird außerdem durch die Angaben des Tacitus und Ptolemäus ziemlich erwiesen und durch Ausgrabungen und anthropologische und archäologische Forschungen gestützt. Jedoch haben die Germanen oberhalb des Erdbodens keine Spuren einer ehemaligen Besetzung des Landes hinterlassen. Der unlängst verstorbene Weinhold bemerkt schon auf der ersten Seite seiner kurzen Schrift: „Deutsches und slavisches aus der deutschen Mundart Schlesiens“, man habe nur mit Unrecht von einer zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung gesprochen, welche sich während der slavischen Überschwemmung in den Gebirgen gehalten habe und die rasche Wiedergermanisierung des Landes im dreizehnten Jahrhundert erkläre. Weinhold bewertet diese Ansicht nicht höher, als eine zweite, welche da behauptet, daß die schlesische

Mundart mit dem schwedischen sehr verwandt sei und daß sich dies aus dem dreißigjährigen Kriege und den Durchzügen Karls XII. deuten lasse. Mit Recht weist er weiter darauf hin, daß G. A. Stenzel in seiner vielbenutzten Urkundensammlung zur Geschichte der Städte Schlesiens die schlagendsten Beweise dafür gegeben habe, daß zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts weder im Gebirge noch in der Ebene germanische Ureinwohner zu finden waren. Die Germanisierung Schlesiens hat sich erst in geschichtlicher Zeit, und zwar dergestalt, daß ihre Etappen durch den Geschichtsforscher genau verfolgt werden können, also gewissermaßen vor unseren Augen vollzogen, und wenn sie in Mittel- und Niederschlesien, wie auch einem Teil des heutigen Oberschlesiens, dem Gebiete von Grottkau-Weisse, vollständig durchgeführt ist, in dem übrigen Oberschlesien nicht diesen durchschlagenden Erfolg gehabt hat, so sind es gleichfalls geschichtliche Thatsachen, die abweichenden Geschehnisse dieses Teiles unserer Provinz, welche diese Erscheinung erklären.

Auffallend muß daher die Thatsache erscheinen, daß trotz der ursprünglich polnischen Bevölkerung des ganzen Landes und trotzdem diese Bevölkerung in Mittelschlesien sich noch teilweise bis in die letzte Zeit, in dem größten Teile Oberschlesiens bis heute erhalten hat, die polnische Sprache hier nie schriftliche Amtssprache gewesen ist; ja selbst in den Akten der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit und den Büchern der städtischen Verwaltungen Oberschlesiens tritt sie uns eigentlich erst nur sporadisch am Anfang und dann etwas häufiger im Laufe des 17. und auch des 18. Jahrhunderts entgegen. Die allerälteste und zugleich die einzige bis jetzt bekannt gewordene schlesisch-polnische Urkunde des 16. Jahrhunderts ist in Kreuzburg niedergeschrieben und stammt aus dem Jahre 1587 (Juli 18.)¹⁾ Eine zweite bis jetzt noch unbekannt gebliebene polnische Urkunde, ausgestellt zu Myslowitz in dem Jahre 1582, habe ich im fürstlichen Archiv in Pleß gefunden. Diese Urkunde ist somit noch um fünf Jahre älter als die Kreuzburger, und daher die älteste erhaltene polnische Urkunde, die in Schlesien ausgestellt worden ist. Wenn man nun dem gegenüber bedenkt, daß noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts manche Gegenden Mittelschlesiens eine stark polnische Bevölkerung aufzuweisen hatten, so soll z. B. in Trebnitz noch 1815 fast die Hälfte der Bewohner polnisch, die Stadt Festenberg zur selben Zeit ganz polnisch, Wüstendorf in der Nähe von Breslau in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch ganz polnisch gewesen sein, die Dörfer Kainowo und Pawelau, im Trebnitzischen mitten unter Deutschen liegend, waren es nach dem Zeugnis von Weinhold noch vor dreißig Jahren —

¹⁾ Sie ist abgedruckt im Archiv für slavische Philologie. B. V, S. 465.

so muß der Mangel einer polnischen Amtssprache in Schlesien in älterer Zeit umso mehr frappieren und einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Amtssprache in unserer Provinz seit den Anfängen bis zu den jüngsten Zeiten umso mehr rechtfertigen und interessant erscheinen lassen. Bis jetzt ist dieser Gegenstand umfassend noch nicht dargestellt worden und nur hin und wieder findet sich bei dem einen und andern der neueren schlesischen Geschichtsschreiber eine beiläufige Bemerkung hierüber.¹⁾

Der Grund für diese so auffallende Erscheinung liegt in erster Reihe darin, daß die polnische Schriftsprache sich erst verhältnismäßig spät entwickelt hat und zusammenhängende polnische Texte erst in einer Zeit erscheinen, in welcher Schlesien sich längst schon von Polen losgesagt hatte und seine Bevölkerung bereits stark unter germanischem Einflusse stand. Im Jahre 1026 oder 1027, ohne nähere Angabe des Tages, schreibt die Fürstin Mathilde, Herzogin Witwe von Kärnten, die Mutter Konrads des Jüngern, an Mescó II., König von Polen, indem sie ihm zugleich ein liturgisches Buch einschickt, die schmeichelhaften Worte: „Wer hat denn von Deinen Vorfahren so viel Kirchen errichtet! Wer hat zu Gottes Ruhme so viele Sprachen vereint! Nachdem Du im Deiner eignen und in lateinischer Sprache Gott würdig zu preisen in stande warst, zogst Du, damit noch nicht zufrieden, es vor, Dir auch noch die griechische Sprache anzueignen.“²⁾ Die Muttersprache (*lingua propria*) Mescó's II. muß ja, obwohl er den Deutschen nicht abhold gewesen sein kann, und eine Deutsche, Richeza, Tochter des Pfalzgrafen Ezo, zur Frau hatte, die polnische Sprache gewesen sein, und es ist ja nicht unmöglich, daß schon damals, im 11. Jahrhundert, Gebete und fromme Lieder in polnischer Sprache existiert haben; aber es sind doch keine Spuren davon zurückgeblieben. „Es sei . . . bemerkt, daß zusammenhängende altpolnische Texte erst mit dem 14. Jahrhundert beginnen, — sagt Nehring,³⁾ der beste Kenner der altpolnischen Litteratur — frühere sind wenigstens bis jetzt nicht gefunden.“ Während die Süd- und Ostslaven, die Slaven der orthodoxen Kirche, in ihrer Liturgie und dann auch im geschäftlichen Verkehr frühzeitig sich ihrer eigenen Sprache, bezw. eines als Schriftsprache bei ihnen sich einbürgernden, allen Stämmen verständlichen, südslavischen Idioms bedienten, blieben die Westslaven lange Zeit auf die lateinische als Kirchen- und Verkehrssprache angewiesen. Neben der lateinischen bürgerte sich im 14. Jahrhundert bei den Westslaven, den Böhmen und Polen, entsprechend den kirchlichen und anderen Kultureinflüssen und zu-

¹⁾ Am eingehendsten beschäftigt sich mit dieser Frage Weinhold in seiner Schrift: „Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien“, Stuttgart 1887.

²⁾ Cod. dipl. Sil. VII. 1, S. 10.

³⁾ W. N e h r i n g, Altpolnische Sprachdenkmäler. Berlin 1846. S. 1, 2 und 6.

sammenhängend mit dem starken Zuzug deutscher Kolonisten, auch die deutsche Sprache, die im Westen sich zur Schriftsprache bereits längst krystallisiert hatte, ein und behauptete längere Zeit hindurch in amtlichem und geschäftlichem Verkehr neben der lateinischen ihren Platz.

Die ältesten Urkunden, die uns aus Schlesiens erhalten sind und die bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichen, sind sämtlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Einer anderen Sprache bediente man sich nicht, da man eine andere Schriftsprache in Schlesiens nicht kannte, mit Ausnahme der Juden, die in der Schrift das hebräische als Verkehrssprache unter sich gebrauchten. Die erhaltenen lateinischen Urkunden beweisen jedoch, daß die mündliche Verkehrssprache, in der auch vor den Behörden, d. h. dem Landesherrn und seinen Vertretern, in den ersten Jahrhunderten verkehrt wurde, die polnische gewesen ist, bis sie allmählich durch den Zuzug deutscher Ansiedler immer mehr der deutschen wich und von dieser ganz oder zum Teil verdrängt wurde. Die lateinischen Urkunden der ältesten und auch noch der späteren Zeit enthalten eine ganze Anzahl polnischer Wörter, die als Glossen zur Erklärung eines juristischen Begriffes oder einer örtlichen Bezeichnung eingeschoben werden. Diese polnischen Sprachbrocken bilden, neben den Personen- und Ortsnamen, die ältesten Überbleibsel der polnischen Sprache überhaupt und geben daher die beste, wenn auch dürftige Auskunft über den ältesten Lautstand der Sprache und — die ältesten einheimischen sozialen Einrichtungen; denn man hat natürlich nur dann den polnischen Ausdruck hinzugefügt, wenn man geglaubt hat, durch das lateinische Wort die spezifisch einheimische Einrichtung nicht genügend kennzeichnen zu können. Trotz der vorhandenen, mit diesen polnischen Glossen sich beschäftigenden Schriften sind dieselben meines Erachtens weder in philologischer noch in kulturhistorischer Hinsicht genügend bis jetzt durchforscht worden und harren meines Dafürhaltens noch der Bearbeitung eines mit sprachwissenschaftlichen wie geschichtlichen Kenntnissen in gleicher Weise ausgerüsteten Forschers. Wenn wir von den nicht als echt erwiesenen wenigen Urkunden des 12. Jahrhunderts absehen, so ließe sich aus dem 13. und dem folgenden Jahrhundert eine stattliche Anzahl solcher polnischer Glossen aus allen Gegenden Nieder-, Mittel- und Oberschlesiens zusammenstellen. Die bekanntesten, weil am häufigsten wiederkehrenden, sind diejenigen Ausdrücke, welche zur genaueren Bezeichnung der Lasten, die der polnische Hörige zu tragen hatte, wie auch der verschiedenen Klassen dieser Hörigen dienen. Solche technische Ausdrücke, häufig mit lateinischen Suffixal- und Casualendungen versehen, sind z. B. *narochnichi* (Urkunden aus den Jahren 1203 und 1204); *smardones*, *lazaky*, *strozones*, *popraznici* (Urkunde von 1227); *povoz*, *prevod*, *slad*, *preseka*, *strosa*, *podvorove* (Urkunde von 1214); *strosa*, *naraz*, *prewod*,

powoz, slad, louche, bobrownichi (Urkunde von 1257); stan, powoz, prewod, strosa, podvorove (Urkunde von 1288) u. s. w. Eine Erklärung dieser verschiedenen Specialausdrücke würde hier zu weit führen und ist auch hier nicht am Platze. Es sei bloß bemerkt, daß sie gewöhnlich da vorkommen, wo es heißt, daß das durch neu hinzugezogene Deutsche zu besetzende Dorf von den durch diese Ausdrücke bezeichneten Lasten des polnischen Rechts befreit sein, bezw. daß sie einem alten von Polen bewohnten Dorfe von nun ab erlassen werden sollen. So z. B. löste anno 1214 Heinrich, Herzog von Schlesien, in Gegenwart und mit Zustimmung seines Sohnes Heinrichs II., vom Abte des Vincenzstiftes Albert den Jahrmarkt, der vor dem „atrium“ der Kirche statt zu finden pflegte, in der Weise ab, daß er der Kirche eine Abgabe von sämtlichen Märkten überließ, die zur Breslauer Burg gehörten. Ferner verleiht er deutsches Recht, wie es Neumarkt besitzt, den Kolonisten (hospites)¹⁾ des Klosters in Kostenblut und Viehau, so daß sie frei seien von den bei den Polen üblichen „angariae“: povoz, prevod, slad, preseca und den „suluciones“: strosa, podvorove u. s. w. Die hier durch polnische Ausdrücke bezeichneten Lasten waren nur dem polnischen Recht bekannt, — so bestand die preseca, im heutigen Polnisch mußte es przesieka heißen, in der Verpflichtung, an der Umhegung der Landesgrenze mitzuarbeiten, — und so wurden auch die polnischen Bezeichnungen in den sonst lateinischen Urkunden beibehalten. Andere Ausdrücke bezeichnen wiederum verschiedene nur in Polen gekannte Abstufungen von Leibeigenen. So wird anno 1227 beurkundet, daß Herzog Heinrich I. von Breslau und Bischof Lorenz sich u. a. dahin geeinigt hätten, daß die verschiedenen Klassen von Hörigen, nämlich die smardones, lazaky, strozones, popraznici u. s. w., welche die Entrichtung der Zehnten unterließen, zur Zahlung desselben angehalten werden. Außer diesen häufig sich wiederholenden technischen Ausdrücken, die man durch lateinische Wörter natürlich nicht gut ersetzen konnte, bringen die lateinischen Urkunden, besonders des 13. und auch des 14. Jahrhunderts, gelegentlich auch andere polnische Glossen, die zu genauerer Erklärung des lateinischen Ausdruckes dienen sollen. Einige Beispiele hiervon mögen hier genügen. So gestattet anno 1244 Herzog Boleslaus II. von Schlesien dem Bischof von Breslau, zur Beförderung des Breslauer Dombaues unter anderem zur Herstellung der nötigen Ziegeln, wo es der Kirche beliebt, „stodolas“ d. h. Scheunen (zum

¹⁾ Die neuen Ansiedler (hospites) sind zwar fast immer, jedoch nicht immer Deutsche gewesen und konnten auch aus anderen Gegenden hergebrachte Polen sein, wie die Namen der hospites aus einer Urkunde von 1204 (Cod. dipl. Sil. VII, Nr. 94) beweisen, die polnisch sind.

Trocknen der Backsteine) zu errichten und das zu den „stodolis“ nötige Holz „de nostris gayonibus“, d. h. aus den herzoglichen Wäldern, zu nehmen. Für stodola, die Scheune, wußte der Schreiber der Urkunde augenscheinlich überhaupt keinen lateinischen Ausdruck, da er nur diese polnische Bezeichnung gebraucht.¹⁾ Gaj = der Hain kommt häufig in den lateinischen Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts wieder, so z. B. in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Schlesien vom 18. November 1254, in einer Urkunde Herzog Boleslaws von Oppeln vom 9. März 1309 (gagium) und in der ältesten Urkunde über Scheitnig bei Breslau. Am 24. Januar 1259 verkauft Herzog Heinrich von Schlesien seinem Münzmeister Heinrich von Schlaup das Dorf Scheitnig mit dem daranliegenden Hain, vermutlich dem heutigen Scheitniger Park (cum gajo eidem ville adiacenti)²⁾. Das Wort gaj ist übrigens auch in die „schläsche“ Mundart übergegangen, wo es Gaj lautet. Die Scheitniger Urkunde enthält noch neben den polnischen Bezeichnungen der nach polnischem Recht auf den Bauern ruhenden Lasten eine polnische Glosse mreze zur näheren Bezeichnung von kleinen Fischnetzen (cum parvis retibus, que mreze vulgariter appellantur). Ein großes Netz hieß, wie uns eine Urkunde Herzog Konrads von Schlesien-Glogau vom 25. Mai 1261 belehrt: nevod. Aus einer Urkunde des Bischofs von Breslau Johannes vom 16. Juni 1295 lernen wir das polnische Wort yaz für Fischwehr kennen. Neben gaj kommt auch dabrowa zur Bezeichnung eines Haines oder Waldes vor, z. B. silve inculte vel dambrowi in einer Urkunde des Bischofs Thomas vom 5. September 1261.³⁾ Von selteneren Ausdrücken möge hier noch tatarka oder poganika aus einer Urkunde von 1385 erwähnt werden, worunter Heidegrünze zu verstehen ist, die ein im 17. Jahrhundert Polen bereisender Franzose noch als polnische Nationalspeise rühmt und die auch jetzt dort noch gerne gegessen wird. Aus den erhaltenen schlesischen Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts ließe sich eine ganz stattliche Anzahl solcher erklärender Glossen in polnischer Sprache zusammenstellen, welche natürlich beweisen, daß damals in ganz Schlesiens vulgariter zumeist noch polnisch gesprochen wurde. Neben diesen einzeln verstreuten polnischen Sprachbrocken verdienen auch die vielen polnischen Personennamen, denen wir in den Urkunden begegnen, eine besondere Aufmerksamkeit. Hier soll nur auf einige Zu- oder Spitznamen aufmerksam gemacht werden. So lernen wir einen Voycech Jezoro

¹⁾ Die Urkunde ist nach dem Original abgedruckt bei Stenzel, Bistumsurkunden Nr. 4.

²⁾ Original im Stadtarchiv zu Breslau A 14a.

³⁾ Wenn in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Schlesien, d. d. 8. Mai 1321, „ligna et rubeta, sit a ante civitatem Wrat. Goy vulgariter nuncupata“ gesprochen wird, so glaube ich, daß darunter das Scheitniger Wäldchen zu verstehen ist.

(der See) aus einer Urkunde von 1264 Juli 28. kennen. 1266 finden wir einen Grafen Oceslaus genannt Sekirca (= Ärtlein), einen Cessco genannt Sayonchek (d. h. Häslein). Am 29. März 1287 figuriert als Zeuge ein Graf Stephan genannt Clescibok (etwa Klatschhüfte oder Hüftenklatscher zu übersetzen) zugleich mit einem andern Zeugen, dem Grafen Peter genannt Yaicho (das Ei). Im Jahre 1289 finden wir einen Dietrich mit dem Spitznamen Crsicala (Schreihals) als Burggrafen von Glogau. In einer Urkunde des Herzog Semovit von Beuthen d. d. 12. März 1311 sehen wir drei Zeugen, von denen ein jeder durch einen besonderen Zunamen geziert wird. Der eine, Jaschco, heißt Slocoust, wohl für Stodkoust, d. h. Süßmaul, der zweite, Stephan, wird Strala, der Pfeil, genannt, der dritte, Nikolaus, führt den Beinamen Opatek. Opatek ist der Name eines Gewächses, *esula marina*, Meerwolfsmilch. Allerdings könnte man es auch für das Diminutiv von opat, der Abt, halten und Äbtlein übersetzen.

Bekanntlich hat sich Schlesien 1163 von Polen losgelöst und hörte im Jahre 1202, mit dem Tode Mesko's des Alten, Großfürsten von Polen, jede staatsrechtliche Verknüpfung Schlesiens mit Polen auf. Schlesien hatte seit dieser Zeit eigene Herzöge, die ihrem Lande auch eigene, vom Stammlande Polen unabhängige Geschicke wiesen. Freilich gab es in späterer Zeit häufig Momente, in denen einzelne schlesische Herzogtümer nicht nur an ihre ehemalige Verbindung mit Polen sich zurückerinnerten; bei einigen erwies sich die Gravitation nach Polen so stark, daß sie sich, wie Oswiecim, Jator und Siewierz, wieder mit demselben vereinten. Die Zusammengehörigkeit mit Polen wurde jedoch im großen und ganzen sehr schnell vergessen, besonders da Schlesien gerne auf dieselbe verzichtete und sich willig einer fast vollständigen Germanisierung hingab, die, gegen Ende des 12. Jahrhunderts beginnend, im 13. und 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, um dann nach einigen zum Teil vergeblichen Versuchen sie zurückzudrängen, wiederum, in vielleicht etwas verlangsamtem Tempo, fortzuschreiten. Die Herzöge Mittel- und Niederschlesiens hatten sehr zeitig sich dem Deutschtum angeschlossen und ihre Ländereien dem Zuzug deutscher Kolonisten eröffnet, von denen sie eine Urbarmachung ihres Bodens, eine bessere Ausnutzung desselben und daher eine höhere Rentabilität ihrer Besitzungen erwarteten und auch erzielten. Noch wichtiger als die Ansiedelung deutscher Ackerbauer war die Begründung von Städten durch deutsche Gewerbetreibende und Handwerker. Die Polen haben bekanntlich einen dritten Stand, den Bürgerstand, neben dem Adel und den Leibeigenen, nicht entwickelt, und so sind die meisten Städte nicht nur in Schlesien sondern auch in Polen von Deutschen begründet worden. Mit den im 13. Jahrhundert in Schlesien in großer Zahl einwandernden Deutschen hielt natürlich auch die deutsche

Sprache Einzug in das Land und setzte sich sehr schnell neben der polnischen fest. Im Geschäfts- und sonstigem Verkehr, der eine schriftliche Aufzeichnung erforderte, hatte sie der polnischen gegenüber den großen Vorteil, daß sie bereits bei ihrem Eintritt in Schlesien zur Schriftsprache entwickelt war, was der ersteren noch lange Zeit versagt geblieben ist. Hauptsächlich waren es natürlich die von den Deutschen angelegten und zumeist auch von ihnen bewohnten Städte, die zu Centren des Deutschtums wurden und auch der deutschen Sprache Eingang in den schriftlichen Umgang und Verkehr verschafften. Nur langsam und allmählich begann sie sich einzubürgern und bedurfte an anderthalb Jahrhunderte, um sich, da ja das Polnische als Schriftsprache noch nicht in Betracht kam, neben dem Lateinischen anfangs einen bescheidenen, dann einen immer ausgedehnteren Platz zu gewinnen und auf einzelnen Gebieten dieses letztere fast vollständig zu verdrängen. Anfangs sind es nur einzelne deutsche Ausdrücke, die als Glossen in die lateinischen Urkunden Aufnahme finden, dann immer häufiger werden, und erst am Ausgang des 13. Jahrhunderts oder richtiger mit dem Anfang des vierzehnten finden wir zusammenhängende, in deutscher Sprache in Schlesien abgefaßte Schriftstücke amtlichen Charakters vor. Die erste deutsche Glosse fiel mir auf in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Schlesien, ausgestellt zu Nimptsch im Jahre 1221, laut welcher er einem gewissen Menoldus das Dorf Bauze zur Aussetzung nach deutschem Recht übergiebt. Das Dorf soll vierzehn Jahre Zinsfreiheit genießen, wie es in der Urkunde heißt, *pro juvamine quod hollunge* (= Erholung) *dicitur*. Weitere Beispiele sind: *et unum morgen* (Morgen Landes) in einer Urkunde von 1253; *vieveyde* in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Schlesien vom 27. April 1276; *foytdingen* 1278; *marctzeyns* 1281; *consuetudo que vulgariter dicitur inriten* (= Einreiten) in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Breslau vom 25. Juli 1285. Im Jahre 1261 erhielten die Bürger von Breslau und der Herzog von Breslau Heinrich III. auf ihr Ersuchen von den Schöffen der Stadt Magdeburg ein Weistum über die Magdeburger Stadtverfassung, die den Breslauern zum Muster dienen sollte. Dieses aus Magdeburg eingesandte Weistum war in deutscher Sprache abgefaßt; in Schlesien handhabte man jedoch zu dieser Zeit die deutsche Sprache — zum mindesten in amtlichen Angelegenheiten — schriftlich noch nicht, und die den Breslauern durch ihre Herzöge Heinrich III. und Wladislaus den 16. Dezember 1261 erteilte Erlaubnis, sich des Magdeburger Rechts zu bedienen, wie auch die durch Heinrich IV. am 12. September 1283 erfolgte Bestätigung des eben erwähnten Magdeburger Rechts für Breslau, die wohl den Wortlaut des schon citierten Magdeburger Weistums deutsch anführt, bedienen sich selbst noch der lateinischen Sprache.

Die Stadt Löwenberg hatte schon 1217 von den Herzögen Heinrich I. von Schlesien und Boleslaus II. von Liegnitz Stadtrechte erhalten. Das Original der betreffenden Urkunde ist nicht erhalten und die deutsche Eintragung, die sich im Löwenberger Stadtbuch, dem Roten Buch, befindet, ist augenscheinlich eine spätere Übersetzung aus dem Lateinischen. Wenn Weinhold in seiner schon citierten Schrift, die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien (S. 177) sagt: „Mit 1280 beginnen deutsche Urkunden in Schlesien, herzogliche und städtische“, so kann dies nur insofern bestätigt werden, als in der That in dem sogenannten Liber niger des Glogauer Stadtarchivs sich eine Abschrift von Rechtsätzen befindet, welche die Breslauer den Glogauern in deutscher Sprache am 5. August 1280 mitgeteilt haben sollen.¹⁾ Die erste in Schlesien in deutscher Sprache abgefaßte und im Original auf uns gekommene Urkunde stammt jedoch erst aus dem Jahre 1302. Es ist das die Verleihung eines mit der Mitteilung von 1280 sich inhaltlich genau deckenden Rechtsweistums der Stadt Breslau durch Heinrich III., Herzog von Schlesien und Herrn von Glogau an die Stadt Glogau, ausgestellt im Rathause zu Glogau am 5. August 1302.²⁾ Die in deutscher Fassung erhaltenen Urkunden Herzog Heinrichs von Breslau vom 6. Mai 1294, laut welcher er einen Vertrag mit seinem Vetter Heinrich von Glogau schließt, und Heinrichs von Glogau vom 8. April 1296 sind Übersetzungen aus dem Lateinischen. Der Wortlaut einer Urkunde Herzog Boleslaws III. von Liegnitz aus dem Jahre 1324 macht übrigens noch wahrscheinlich, daß die Stadt Brieg von Herzog Heinrich V. von Breslau schon 1292 gewisse Stadtrechte in deutscher Sprache verliehen erhalten hatte,³⁾ wobei jedoch bemerkt sei, daß alle sonstigen von Heinrich V. von Breslau auf uns gekommenen Urkunden lateinisch geschrieben sind. Wenn man die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert als den Zeitpunkt bezeichnen kann, in welchem die deutsche Sprache als amtliche und geschäftliche Schriftsprache in Schlesien sich einzuführen beginnt, so muß man jedoch hinzufügen, daß sie sich anfangs nur sehr langsam Bahn bricht und, was Häufigkeit der Anwendung anbelangt, noch lange Zeit hinter der lateinischen zurückbleibt. Die erste Privaturkunde, die deutsch abgefaßt ist, ist eine vom 3. August 1314, ausgestellt in Breslau. Der Inhalt dieser Urkunde ist folgender: Johann, Abt von St. Vincenz in Breslau, und der ganz Konvent bekennen, daß Frau „Adeith von Wizona“ um ihres Seelenheils willen den Brüdern zu deren Zehrung eine Mark Geldes jährlich gegeben

¹⁾ Korn, Breslauer Urkundenbuch S. 48.

²⁾ Das Original befindet sich im Archiv der Stadt Glogau, ein vollständiger Abdruck bei Tzschoppe-Stenzel, Urkundensammlung Nr. 102.

³⁾ S. die betr. Urkunde bei Tzschoppe-Stenzel, ebenda Nr. 125.

hat, wofür das Kloster sie selbst, dann einige weitere in dem Dokument aufgezählte Personen teilhaftig macht aller der guten Werke, welche im Kloster und wo das Kloster zu gebieten hat, gethan werden, sie ferner in die Brüderschaft des Ordens aufgenommen hat und zweimal im Jahre für sie Messe singen wird. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind die deutschen Urkunden herzogliche, wie städtische immer noch sehr spärlich.¹⁾ Die Urkunde vom 16. Juni 1525, laut welcher Herzog Nikolaus von Troppau seinen Bürgern zu Troppau, Leobschütz, Jägerndorf und Freudenthal zwei Willküren über die Bestrafung und Verfolgung von Verbrechern, sowie über die Entführung von Jungfrauen und Frauen erteilt, wird wohl die erste deutsche Urkunde Oberschlesiens sein, wobei natürlich nicht zu vergessen ist, daß Troppau nicht eigentliches Oberschlesien war und sich erst im 14. Jahrhundert mit diesem verbunden hat.

¹⁾ Die meisten seien hier nach den Daten ihrer Ausstellung angeführt: Außer den bereits oben im Text erwähnten,

1317. Januar 8. Am sunabende noch dem obirstin Tage. Neumarkt. Boleslaus, Herzog in Schlesien und Herr von Liegnitz einigt sich mit seinen Vettern Heinrich und Primko von Glogau um all „die bruche und werre“. Grünhagen, Regesten Nr. 3649.
1318. September 21. An sente Mathestage. Brieg. Die Ratmannen der Stadt Brieg erteilen mit Hilfe ihres Herzogs den Krämern in ihrer Stadt all die Rechte, welche die Krämer in Liegnitz haben. Ibidem.
1322. Mai 22. Schweidnitz. Urkunde Boleslaus, Herzogs in Schlesien, Herrn von Fürstenberg. Ibidem.
1325. Mai 6. Löwenberg. Urkunde Heinrichs, Herzogs in Schlesien, Herrn von Fürstenberg und Jauer. Ibidem.
1326. Mai 21. Boleslaus, Herzog in Schlesien und Herr von Liegnitz, erteilt der Stadt Liegnitz ein Privileg. Eine zweite Urkunde, die derselbe für dieselbe Stadt an demselben Tage ausgestellt hat, ist lateinisch. Ibidem.
1326. Juli 1. Urkunde des Syfrit Kenker, Erbrichters und Hofrichters zu Löwenberg sowie der Ratleute und Schöffen dieser Stadt. Ibidem.
1326. Juli 29. Urkunde Herzogs von Schlesien und Herrn zu Glogau, für die Bürger von Glogau. Ibidem.
1327. Juni 20. Boleslaus, Herzog von Schlesien und Herr zu Liegnitz erteilt der Stadt Brieg die Rechte der Stadt Breslau. — Tzschoppe-Stenzel, Urkundensammlung.
1329. Juni 25. Derselbe verspricht der Stadt Goldberg, sie bei dem von ihr seit alter Zeit gegebenem Schosse zu lassen. Ibidem.
1336. Mai 12. Wosko II., Herzog in Schlesien, Herr von Fürstenberg und Schweidnitz, vereinigt die Vorstadt von Schweidnitz, die Neustadt genannt, mit der Altstadt. Ibidem.
1350. Februar 21. Bautzen. Karl IV. erteilt dem Hauptmann und dem Rat von Breslau volle Gewalt, die Mörder der Juden in Breslau zu richten. S. Welsner, Schlesische Urkunden zur Geschichte der Juden im Mittelalter, im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, B. 31. (Die anderen Königl. Urkunden dieser Zeit, wie z. B. ein dem Juden Muscho in Neumarkt erteiltes Privileg von 1348, sind lateinisch.)

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts fand bekanntlich eine der wichtigsten Wendungen in der Geschichte Schlesiens statt, nämlich die Lehnsaufreicherung der schlesischen Teilfürstentümer durch die sie gebietenden Herzöge an die Krone Böhmen. Das Lehnsband, das nunmehr Schlesien mit Böhmen verbindet, läßt es an den Geschicken dieses letzteren teilnehmen und macht es dann zu einem Teil des großen Habsburgischen Reiches. Böhmen unterlag durch seine Verbindung mit dem deutschen Reich, an dessen Spitze es längere Zeit gestanden hat, im 14. Jahrhundert sehr stark dem Einflusse des Deutschtums und die Vereinigung Schlesiens mit demselben erwies der Germanisation dieses Landes wiederum neue Dienste. Dennoch sind die schriftlichen Dokumente, durch welche die schlesischen Herzöge ihre Lehnsabhängigkeit von der Krone Böhmen anerkennen oder in denen der König von Böhmen die Aufnahme der schlesischen Herzogtümer unter seine Lehnshegemonie ausspricht, fast sämtlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Die Lehnsaufreicherung bzw. die Verleihung der Herzogtümer Steinau, Glogau, Sagan, Münsterberg, Grottkau, Oppeln, Ratibor, Kosel, Troppau, Teschen und Auschwitz wird ausnahmslos durch lateinische Urkunden bezeugt. Während der Lehnbrief König Johanns von Böhmen vom 9. Mai 1329, durch welchen er den Herzog Boleslaus von Liegnitz als einen Vasallen aufnimmt, sich der deutschen Sprache bedient, ist die Urkunde, in welcher dieser Herzog nebst seinen Söhnen am 13. Dezember 1356 die Lehnsabhängigkeit von dem König von Böhmen anerkennen, in lateinischer Sprache abgefaßt. Ähnlich verhält es sich mit dem Herzogtum Oels. König Johann von Böhmen stellt seine Lehnurkunde für Herzog Konrad von Oels am 9. Mai 1329 in deutscher Sprache aus, während Herzog Konrad an demselben Tage seine Lehnsabhängigkeit von Böhmen in lateinischer Sprache zum Ausdruck bringt. In den allerdings zwanzig Jahre später geschlossenen Verträgen, in denen das Verhältnis der Herzogtümer Schweidnitz und Jauer zur Krone Böhmen geregelt wird, kommt fast ausschließlich auf beiden Seiten die deutsche Sprache zur Anwendung. Es hat in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts immer noch den Anschein, als ob man in Verträgen öffentlichen Charakters, besonders im internationalen Verkehr nur die lateinische Sprache als Amts- und diplomatische Sprache gelten lassen möchte. Anders verhält es sich jedoch, wenn als vertragsschließende Parteien Städte auftreten, auch nur wenn eine dieser Parteien eine Stadtgemeinde ist. Die inzwischen auch im slavischen Osten entstandenen deutschen Städte verschafften der deutschen Sprache einen überaus weiten Geltungsbereich und wir sehen sie in allen möglichen Gegenden, wo nur der deutsche Bürger hingegangen, in Geltung. Ganz besonders ist es Krakau, welches sich uns im 14. Jahrhundert als deutsche Stadt präsentiert,

und selbst im Verkehr mit fremden Fürsten sehen wir die Stadtgemeinde von Krakau sich der deutschen Sprache bedienen. Das älteste Stadtbuch von Krakau, beginnend mit dem Jahre 1300 ist bis 1315 deutsch geführt, von da ab lateinisch, jedoch gegen Ende des 14. Jahrhunderts kommen wieder deutsche Eintragungen vor.¹⁾ Alexander Koryatowitsch, Herzog zu Podolien, bediente sich den Bürgern von Krakau gegenüber, denen er den Handel in seinen Länden gestattet, in dem betreffenden Dokument vom 2. April 1375 der deutschen Sprache, ebenso Karl IV., wenn er am 20. Juli 1378 den Bürgern der Stadt Krakau die Erlaubnis erteilt in Prag zu handeln, desgleichen Boguslaus, Herzog zu Stettin, der am 20. Mai 1390 zu Wolgast den Kaufleuten aus Krakau, Polen, Littauen, Ungarn und Rußland Handelsfreiheit in seinen Länden gewährt.²⁾ Wenn Wladyslaw Jagello am 22. Juli 1391 zu Korczyn seinem Bruder Skirgello die Burgen Wilna, Witebsk u. niemandem ohne dessen Erlaubnis zu geben verspricht und bei der Abfassung dieser Verschreibung die deutsche Sprache anwendet, so mag vielleicht eine Rücksicht auf deutsche Insassen dieser Burgen mitgesprochen haben. Ein Bündnis, das derselbe Wladyslaw Jagello am 17. September 1386 mit Jurij Swjatoslawitsch schließt, ist in dem Kirchenslawisch jener Zeit und Gegend abgefaßt.³⁾ Interessant ist, das noch 1459 auf dem am 1. September dieses Jahres in Petrikau in Polen abgehaltenen Städtetag mit den Abgesandten der Landschaft und der Städte von Preußen in deutscher Sprache verhandelt und geurkundet wird.⁴⁾

Auffallend ist es diesem gegenüber, daß wir außer der oben erwähnten Urkunde des Herzog Nikolaus von Troppau aus dem Jahre 1525 keinen anderen oberschlesischen Urkunden aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begegnen.⁵⁾ Obwohl wir auch hier bereits einige Städte haben, die vermutlich von Deutschen angelegt worden waren, ist die deutsche Sprache hier doch viel später in amtlichen Schriftstücken zur Anwendung gekommen, als in Mittel- und Niederschlesien. Selbst in Schriftstücken von Gemeindeverwaltungen, in den Freiheitsbriefen, die für die Städte ausgestellt wurden, herrscht hier noch Latein vor. So ist z. B. die Urkunde, durch welche Herzog Heinrich von Falkenberg der Stadt Oberglogau Magdeburger Recht verleiht,

¹⁾ Monumenta medii aevi u. s. w., herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften in Krakau, B. IV.

²⁾ Siehe die betreffenden Urkunden in den Monumenta medii aevi u. s. w., B. V. S. 57, 67 und 95.

³⁾ Monumenta medii aevi, B. II.

⁴⁾ Siehe die Verhandlungen in den Monumenta medii aevi, B. II. S. 187 ff.

⁵⁾ Es sei hier bemerkt, daß ich immer nur solche Urkunden in Betracht ziehe, die sich originaliter erhalten haben.

die Urkunde vom 2. März 1374, in welcher die Stadt Teschen das Versprechen abgibt, das Magdeburger Recht zu halten, Rechtsbelehrungen über dasselbe nur in Breslau nehmen zu wollen, lateinisch. Doch bürgert sich allmählich auch unter den Oberschlesiern, aber erst in der zweiten Hälfte des 14. und in den ersten Jahrzehnten des darauffolgenden Jahrhunderts die deutsche Sprache im offiziellen schriftlichen Verkehr ein. So bedient sich Herzog Przymek von Teschen bei der Lehnsaufreicherung seines Landes Teschen, halb Beuthen O.S., Tost, Peiskretscham, Siewierz und Tzeladz im Jahre 1366 an König Karl IV. der deutschen Sprache. Aus der Zeit von 1361, wo am 26. Juni Herzog Nikolaus von Troppau-Ratibor über das Dorf Nekazaniez im Troppauischen eine deutsche Urkunde ausstellt, bis 1487, wo am 12. Juni der einen polnischen Namen, Bartosch Wies, tragende Erbherr „zu Kroßczyn yn Opplischem gebitte“ in deutscher Sprache über seine Besitzung urkundet, habe ich einige Duzend deutscher Urkunden notiert, deren Aussteller oder Parteien meist slavische Namen tragen und die aus allen Gegenden Oberschlesiens stammen.¹⁾

¹⁾ Hier einige Beispiele:

1377. November 27. Johann, Herzog von Troppau und Ratibor, seine Frau Anna und ihr Sohn Johann urkunden zu Gunsten der fürstinnen Elka und Agnes, die sich im Jungfrauenkloster zu Ratibor befinden, über die Mühle an dem Stadtgraben in Ratibor vor der Stadt bei der Oder.
1381. März 17. Elka und Agnes, Töchter des Herzogs Nikolaus von Troppau und Ratibor über einige Gärten bei Ratibor.
1387. Februar 7. Urkunde des Herzogs Johann von Troppau und Ratibor.
1387. Februar 12. Johann von Troppau-Ratibor über die Vogtei zu Berun.
1390. Februar 28. Herzog „Ladisla“ von Oppeln verkauft Jägerndorf an Markgraf Jost von Mähren.
1390. August 2. Urkunde des Vogtes und der Ratmannen zu Krappitz.
1391. Juni 5. Bolko, Herzog von Oppeln und Falkenberg über eine Scholtisei im „Opulischin Wichbilde“.
1394. Mai 1. Johann und Nikolaus, Herzöge von Troppau und Ratibor, über die Anlage eines Schmiedewerks und Dorfes an der Klodnitz.
1398. Januar 27. Bolko, Herzog von Oppeln und Frankenberg, über die Dörfer Zakraw und Rudzina.
1401. Februar 21. Urkunden von Niklos, Abt, und Johannes, Prior zu Himmelwitz.
1401. August 1. Bernhard, Herzog von Falkenberg und Strehlitz, stiftet dem Kloster zu Himmelwitz vier Eimer Honig.
1404. April 1. Tost. Bolko, Herzog von Teschen und Groß-Glogau, über das Dorf Czanto im Tostischen Gebiete.
1405. Oktober 1. Die Stadt Freundenthal wird auf Geheiß der Herzöge Johann und Nikolaus von Troppau und Ratibor unter dieselben geteilt.
1407. August 5. Bolko, Herzog von Teschen und Groß-Glogau, über einen Teich im Dorfe Czanto im Tostischen Gebiete.
1411. März 22. König Wenzel bestätigt die Privilegien der Jägerndorfer Landschaft.

Daß in Mittel- und Niederschlesien das Deutsche um diese Zeit noch verbreiteter war und das Lateinische aus dem amtlichen Verkehr langsam verdrängt hatte, läßt sich leicht denken. Ganz besonders waren es die Städte und die Gemeindeverwaltungen, die der deutschen Sprache den Vorzug gaben. Je mehr man Deutsch als amtliche Schriftsprache zu gebrauchen sich gewöhnte, desto mehr verringerte sich auch dann die Kenntnis der lateinischen Sprache und desto seltener wurden die Männer, die sie genügend beherrschten und sicher handhaben konnten. Interessant ist ein uns erhaltener Beschluß, den am 14. Juni 1596 die Ratsherren, Ältesten und Geschworenen der Handwerker der Stadt Brieg gemeinsam fassen, nämlich daß künftig die Schöffensbriefe in deutscher Sprache geschrieben werden sollen und nicht lateinisch, und zwar wegen der Irrtümer, die sonst vorkommen könnten.¹⁾ Anders als in den Städten verhielt es sich auf dem Lande. Der Adel war im 14. Jahrhundert um Breslau herum noch polnisch und in der Jaude, dem polnischen Adelsgericht, des Herzogtums Breslau wurden um diese Zeit die mündlichen Verhandlungen noch polnisch, das schriftliche Protokoll lateinisch geführt. Die Bürger von Breslau empfanden es sehr unangenehm, daß sie manchmal vor dieses Forum citiert wurden und dort genötigt waren, in polnischer Sprache Rede und Antwort zu stehen. Sie erlangten daher

1415. Juli 24. Bernhard, Herzog zu Falkenberg und Strehlitz, über Kadaw im Gebiete von Rosenberg.
1414. Oktober 30. Offka, Herzogin von Oppeln, über Jayrzaw bei Oppeln.
1420. Januar 22. König Sigismund bestätigt die Privilegien der Jägerndorfer Landschaft.
1422. März 15. König Sigismund belehnt Johann, Herzog von Troppan und Ratibor, mit Jägerndorf.
1430. Januar 17. Ratibor. Nikolaus und Wenzel, Herzöge von Troppan und Ratibor, urkunden über das Dorf Jaykowitz. Unter den Zeugen befinden sich Strzela und Pelka von der Belcznicz, Paschke Fluob von Urbanowitz.
1430. März 27. Volkvo v. G. g. Erbeling zu Oppeln und Herre zu Obirsten Glogaw.
1435. November 19. Derselbe.
1443. Dezember 7. Kosel. Urkunde der Herzöge Konrad und Konrad der Junge Weiße Gebr. Herren von Oels und Kosel.
1445. Januar 19. Oswiecim. Urkunde Herzog Przemislaws von Oswiecim für Niclas Abt zu Rauden. Zeugen: Tschamber von Blotnicz, Adam Kiszka, Mikolajch Rudszy etc.
1445. Januar 19. Herzog Nikolaus von Troppan teilt Oswiecim, Cost und Sator auf Wunsch der Herzöge Wenzel, Primko und Johann unter dieselben.
1450. September 6. Kosel. Konrad, Herzog in Schlesien, zu Oels und Kosel über den Verkauf eines Hinfes durch Nikolaus Lynz von Glowatschaw.
1455. August 10. Derselbe über Dobeschaw und Paulowitz im Koslischen.
1455. Juli 25. Volkvo, Herzog von Oppeln und Oberglogan, über Rokycze und Wilcze Lufi bei Slawentzitz.

¹⁾ Brieger Stadtbuch I. 118 im Cod. dipl. sil. IX, S. 81.

am 15. Januar 1327 von Heinrich IV., Herzog von Breslau, die Befreiung von der Verpflichtung, in polnischer Sprache, nach polnischem Recht und überhaupt vor der Jaude Rede stehen zu müssen.¹⁾

So eroberte sich seit dem 14. Jahrhundert die deutsche Sprache in Schlesien einen immer weiteren Geltungsbereich im offiziellen schriftlichen Verkehr, und in Mittel- und Niederschlesien wird sie seit dem 15. Jahrhundert die Regel, wiewohl auch das Lateinische während des ganzen Mittelalters nicht vollständig über Bord geworfen wird. Für Staatsurkunden, die das ganze Land Schlesien betreffen und gewissermaßen internationalen Charakter und völkerrechtliche Geltung haben sollen, in Verträgen mit dem Nachbarstaat Polen und bei ähnlichen Anlässen, wie z. B. bei dem Olmüzer Vertrage von 1479, bedient man sich bis 1526 jedoch noch mit Vorliebe der lateinischen Sprache; die deutsche und dann auch die tschechische kommen bei solchen Gelegenheiten nur selten zur Anwendung. Die deutsche Sprache hatte sich aber in einzelnen schlesischen Gebieten im 15. Jahrhundert in den Kanzleien so sehr eingebürgert, daß man es sehr unliebsam empfand, wenn die in solchen Gegenden vereinzelt noch vorhandene polnische Bevölkerung dieser Sprache nicht mächtig war und daher der Vermittlung eines Dolmetschers bedurfte. Ein solcher vollständig germanisierter Landstrich war im 15. Jahrhundert das Herzogtum Neisse, im Besitz des Bischofs von Breslau, der auch Fürst von Neisse und Grottkau war. Johann mit dem Zunamen Rot, von 1482–1506 Bischof von Breslau, war darüber, daß die Bauern der ganzen Gemeinde zu Woitz bei Ottmachau „allegne sy der fremden Polnischen Sproch voft gebrauchen“, wodurch sie sich mit den Amtsleuten nur durch Dolmetscher verständigen könnten, so indigniert, daß er am 15. Juni 1495 das Reskript erließ, dieselben müßten binnen fünf Jahren die deutsche Sprache erlernen, da er sie sonst aus seinen Besitzungen jagen würde.²⁾ Welchen Erfolg er mit dieser Maßregel gehabt hat, ist mir nicht bekannt.

Was jedoch für Mittel- und Niederschlesien und den bischöflichen Teil Oberschlesiens anging, das erwies sich jedoch für das sonstige Oberschlesien als nicht von dauerndem Bestand. Die deutsche Sprache hatte ihren Eingang in die Kanzleien Schlesiens gefunden, weil bei dem zunehmenden Verkehr das Latein doch nicht mehr auszureichen begann und man dieses auch im schriftlichen Verkehr durch eine lebende Sprache ersetzen wollte. Der oben angeführte Beschluß der Ratsherren von Brieg, die Schöffensbriefe in deutscher

¹⁾ Georg Korn. Breslauer Urkundenbuch. Urkunde Heinrichs IV. von Breslau für die Bürger von Breslau. 1327. Januar 15.

²⁾ Signaturbuch des Fürstentums Neisse, gedruckt bei Tzschoppe-Stenzel, Urkundenammlung.

Sprache auszufertigen und besonders die Begründung desselben damit, daß bei dem Gebrauch des Lateinischen Irrtümer vorkommen können, ist hierfür charakteristisch. Es war daher sehr natürlich, wenn in den germanisierten Teilen Schlesiens die deutsche Sprache als amtliche Schriftsprache schnell Eingang fand und dort heimisch wurde. Anders jedoch mußte es sich mit den Landstrichen verhalten, wo aus verschiedenen Gründen, die hier nicht zu untersuchen sind, das Deutschtum sich überhaupt nur mäßig oder garnicht eingebürgert hatte. Wir haben zwar gesehen, daß auch in den Herzogtümern Oppeln, Ratibor und Troppau, kurzum in allen Gebieten Oberschlesiens, ja selbst in Polen Deutsch seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als amtliche Schriftsprache sehr verbreitet war. Allerdings entsprach dies auch dem Bedürfnis, statt einer verknöcherten toten Sprache im geschäftlichen Verkehr, der mit der Entwicklung der Kultur eine größere Mannigfaltigkeit angenommen hatte, sich einer modulationsfähigen lebenden Sprache zu bedienen; wenn man aber auch hier, wo im mündlichen Verkehr Polnisch noch das vorherrschende oder das einzig übliche Idiom war, in der ersten Zeit auch nach dem Deutschen griff, so geschah dies nur, weil keine andere Schriftsprache zur Verfügung stand. Es ist meiner Ansicht nach sehr verfehlt, aus dem ziemlich häufigen Vorkommen deutscher Urkunden auch in Oberschlesien um das 15. Jahrhundert auf eine durchgedrungene Germanisation dieses Landstrichs zu dieser Zeit zu schließen. Da die deutsche Sprache in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wiederum aus dem offiziellen Schriftverkehr zu schwinden anfängt, um einem anderen Idiom sehr schnell den Platz vollständig zu räumen, so wäre es unmöglich, eine genügende Erklärung eines so rapiden Rückganges des Deutschtums zu finden, wie sie ja demzufolge vorausgesetzt werden müßte. Grünhagen, der einen solchen Rückgang annimmt, versucht ihn auch in seinem sehr lehrreichen Aufsatz: „Schlesien am Ausgange des Mittelalters“¹⁾ zu erklären, muß aber selbst den Satz aussprechen: „Wir vermögen nun allerdings aus dem ganzen XV. Jahrhundert kaum eine Maßregel anzuführen, welche sich als direkt gegen das Deutschtum gerichtet bezeichnen läßt, trotzdem aber — sagt er weiter — ist ein Niedergang des deutschen Wesens in Schlesien in dieser Zeit ganz unverkennbar. Vor allem zeigte sich dies bei der ländlichen Bevölkerung und natürlich am deutlichsten bei dem schon immer weniger germanisierten Oberschlesien.“ Die Thatsache aber, daß auch Oberschlesien stark germanisiert gewesen ist,²⁾ schließt Grünhagen vornehmlich aus dem häufigen Vorkommen deutscher Urkunden in

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, B. XVIII.

²⁾ Weinhöhd in der obencitierten Schrift widerspricht dieser Ansicht Grünhagens ausdrücklich, und meiner Ansicht nach mit Recht.

Oberschlesien. Die Schwierigkeiten, welche die Erklärung einer so plötzlich eingetretenen und so schnell durchgeführten Entdeutschung Oberschlesiens im 15. Jahrhundert bieten würde und welche durch einen Hinweis auf die Hussitenkriege natürlich nicht erledigt werden, fallen jedoch weg, wenn man eine in so hohem Maße vorangegangene Germanisierung nicht voraussetzt, besonders aber, wenn man die Verbreitung der deutschen Sprache im offiziellen schriftlichen Verkehr nicht überall, und so nicht in Oberschlesien als Gradmesser für die Verbreitung des Deutschtums, also auch einer deutschen Bevölkerung, betrachtet. Die kurze Popularität des deutschen Schrifttums in Oberschlesien hat ihre andere Erklärung und hängt mit der späten Entwicklung der westslavischen Schriftsprachen, besonders der polnischen, zusammen. Wie ursprünglich das Lateinische, so war auch später das Deutsche nur der künstliche Ersatz für eine noch nicht vorhandene polnische Schriftsprache, und als sich im 15. Jahrhundert in dem tschechischen Idiom ein neues und bequemerer Surrogat darbot, wurde das Deutsche, genau so wie vorher das Latein bei Seite geschoben. Die Entwicklung dieser Verhältnisse verdient eine eingehendere Betrachtung.

Die Slaven der orthodoxen Kirche erfreuten sich schon frühzeitig eines, wenn auch nicht dem Geiste, so doch der Sprache nach nationalen Schrifttums. Schon ihre Apostel Cyrill und Methodius verschafften ihnen eine eigene Schrift und eine Liturgie in eigener Sprache. Die südslavischen Sprachdenkmäler reichen bis in das zehnte Jahrhundert hinauf. Auch im diplomatischen Verkehr kamen die slavischen Idiome bei den Süd- und Ostslaven viel zeitiger zur Anwendung, als bei ihren westlichen römisch-katholischen Stammesgenossen. Die älteste erhaltene serbische Urkunde, von Asen II. ausgestellt, stammt aus der Zeit von 1230—1241.¹⁾ Die russischen Fürsten bedienten sich in ihren Verträgen gleichfalls schon sehr zeitig der russischen bzw. der kirchenslavischen Schriftsprache. 1386 September 17. in Wilna schließt Jurij Swjatoslawitsch, Fürst von Smolensk, ein Bündnis mit König Wladyslaw Jagello und dessen Bruder Skirgello in dieser Sprache. Hingegen ist die Entwicklung der polnischen Litteratur, obwohl dieselbe jetzt, besonders in Bezug auf Poesie, die Litteraturen der anderen Slaven an Reichtum und Wert übertrifft, eine verhältnismäßig viel jüngere, wie dies schon zu Anfang dieses Aufsatzes betont worden ist. „Die polnischen Texte, welche aus der Zeit vor dem Betriebe des Buchdruckes, — sagt Prof. Brückner²⁾ — in Polen überliefert sind, sind bekanntlich gering an Zahl, späten Ursprungs und ohne welchen eigenen Wert. Sehen wir

¹⁾ Срезневский Изв. Импер. Акад. Наукъ. В. I, Seite 340.

²⁾ Archiv für slavische Philologie. В. X, S. 365.

nämlich ab von einzelnen Wörtern und Eidformeln, so besitzen wir bisher nur zwei Texte in Kopien, die dem Ausgange des 14. Jahrhunderts angehören; alle übrigen Texte sind uns in Abschriften aus dem 15. Jahrhundert und den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts überliefert, oder sind selbst erst zwischen 1400 und 1520 entstanden.“ Aus der späten Entwicklung der polnischen Schriftsprache ist demnach in erster Reihe alles, was uns an der Entwicklung der amtlichen und geschäftlichen Verkehrssprache in ihren schriftlichen Niederschlägen auffällt, zu erklären. Wie wir gesehen haben, bediente man sich seit den ersten Anfängen bis um das Jahr 1500 in allen Teilen Schlesiens in offiziellem, wie in geschäftlichem Verkehr als Schriftsprache ausschließlich und einzig des Lateinischen. Die verstreuten und oben schon erwähnten Glossen, die zur Erklärung einheimischer Begriffe oder Rechtsinstitutionen in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts so häufig vorkommen, beweisen uns, daß im mündlichen Verkehr die polnische Sprache in allen Gebieten Schlesiens in dieser Zeit die vorherrschende gewesen ist. Im 13. Jahrhundert verbreitet sich, durch die schlesischen Fürsten begünstigt, auf dem Lande, besonders aber in den Städten, ein deutsches Ansiedlertum, welches in friedlicher Weise einen Gau nach dem andern dem Deutschtum erobert. Mit den deutschen Kolonisten hält auch die deutsche Sprache Einzug in das schlesische Schriftwesen, anfangs nur, indem sie gleichfalls bloß in einzelnen Glossen in lateinischen Urkunden zum Vorschein kommt, seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts aber tritt sie uns in ganzen zusammenhängenden Texten entgegen. Die Verbreitung der deutschen Sprache reicht aber weiter als die Ausdehnung der deutschen Bevölkerung. Sie bürgert sich nämlich zu Ende des 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch in Oberschlesien ein, obwohl die sonstige Germanisierung dieses Landstrichs immer nur eine geringe geblieben war. Sie verdrängt auch hier zum Teil die lateinische Sprache aus dem schriftlichen Verkehr, weil eine polnische Schriftsprache noch nicht vorhanden war, immerhin aber Schreiber und Kanzlisten, die ihrer mächtig waren, auch hier leichter aufgetrieben werden konnten, als Kenner des toten Lateins. Während jedoch die deutsche Sprache in Mittel- und Niederschlesien, wie auch im Fürstentum Grottkau-Neisse, weil dort die Bevölkerung sich germanisiert hatte, seit ihrer Einführung nicht mehr gewichen und anfangs neben der lateinischen, seit dem 16. Jahrhundert ausschließlich die übliche geblieben ist, wurde sie aus dem sonstigen Oberschlesien, wo sie gewissermaßen, wie das ihr vorangegangene Latein, nur Kunstsprache war, im Laufe des 15. Jahrhunderts wiederum verdrängt.

Es war jedoch nicht die polnische Sprache, vor welcher die deutsche in dem polnisch gebliebenen Teile Oberschlesiens zurückweichen mußte.

Wiederum war es ein Idiom, das man als Kunstsprache bezeichnen muß, da es nicht die vom Volke gesprochene Sprache war, das sich hier festsetzte, um Jahrhunderte lang in Geltung zu bleiben und so die polnische Sprache im offiziellen Schriftverkehr gar nicht oder nur in ganz geringem Maße aufkommen zu lassen. Es war dies das Tschechische, welches jedoch dem Deutschen und Lateinischen das voraus hatte, daß es als slavischer, dem polnischen verwandter Dialekt, vom Volke leicht verstanden wurde. „Polonis et Bohemis unam esse linguam et unam utrinque originem“, äußerte sich — nach Dlugosz XII. 702 — König Wladyslaw Jagello von Polen gegen die Gesandten des Kaisers Albert.

Die Tschechen haben viel zeitiger als die Polen eine Litteratur in nationaler Sprache entwickelt und die älteste polnische Litteratur stand auch stark unter dem Einfluß der alttschechischen. „Es muß auf Grund der ältesten Sprachdenkmäler und unter Hinweis auf die Äußerungen einiger polnischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts eingeräumt werden, daß das früher entwickelte Schrifttum der Böhmen den Polen zum Vorbild gedient hat.“¹⁾ Es sei bei der Gelegenheit jedoch betont, daß die oben angeführten Beispiele polnischer Glossen aus den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts einen Einfluß des Tschechischen noch nicht verraten, und zwar weder in den Formen, noch in der Schreibweise. Der tschechische Einfluß mag vielleicht erst durch die Herrschaft der Böhmen über Polen von 1291—1305 und während der Regierungszeit Kasimirs des Großen, der mit den Böhmen fortwährende freundliche Beziehungen unterhielt, zur Geltung gekommen sein. Der Verbreitung dieses Einflusses in Schlesien war das Lehnsband mit Böhmen und der Hinzutritt des von Mähren bewohnten Fürstentums Troppau zu Schlesien ganz besonders günstig und erleichterte ihn natürlich ganz außerordentlich. Jedoch auch die Böhmen bedienten sich in der ersten Zeit im offiziellen schriftlichen Verkehr nur der lateinischen und dann auch der deutschen Sprache. Erst während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verschafft sich das Tschechische Eingang in die böhmischen Kanzleien und erst im Laufe des 15. Jahrhunderts verdrängt es aus denselben die anderen ihm zuvorgekommenen Sprachen.

Die älteste auf uns gekommene tschechische Urkunde ist in Podiebrad im Jahre 1370 ausgestellt. Das Original dieses ersten Dokumentes offiziellen tschechischen Schrifttums wird im Staatsarchiv zu Breslau als Depositum des Thronlehns Wels aufbewahrt. Nach Wels war es gekommen, als das

¹⁾ Mehring in seiner Abhandlung: Über den Einfluß der alttschechischen Litteratur auf die altpolnische, im Archiv für slav. Phil. B. I, S. 60 ff.

Familienarchiv der Podiebrader Linie der Herren von Kunstatt im Jahre 1495 von der Burg Lititz dorthin verlegt wurde.¹⁾

Siebzig Jahre später als in Böhmen selbst, vielleicht auch etwas früher, fand das Tschechische Eingang auch in Schlesiens. Die älteste im Original auf uns gekommene tschechische Urkunde Schlesiens ist in Ratibor am 15. Januar 1443 ausgestellt. Sie bezeugt den Verkauf eines Zinses von drei Mark an die Dominikaner zu Ratibor durch Wenzel, Herzog von Troppau und Ratibor.²⁾ Was wir an älteren tschechischen Urkunden Schlesiens in dem sogenannten Registrum Venceslai und anderwärts finden, sind Abschriften und keine Originale. Es können dies daher auch spätere Übersetzungen aus dem Lateinischen oder Deutschen sein. Seit dieser Zeit ist bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen das Tschechische aus den Kanzleien Oberschlesiens nicht mehr gewichen und wenn neben ihm in kirchlichen Angelegenheiten das Lateinische, im privaten Geschäftsverkehr das Deutsche und seit dem 17. Jahrhundert auch das Polnische zur Verwendung gekommen ist, so muß man doch das Tschechische als die Hauptamtssprache Oberschlesiens seit der zweiten Hälfte des 15. bis in das 18. Jahrhundert hinein betrachten. Allerdings haben sich, nachdem Schlesien ein Teil der Habsburgischen Monarchie geworden war, verschiedene Familien des deutschen Adels in Oberschlesien niedergelassen und haben große Güterkomplexe in ihren Händen vereinigt. So z. B. ward die Standesherrschaft Pleß Besitz der freiherrlichen Familie von Promnitz, Beuthen der Henckel von Donnersmarck. Diese Familien haben der deutschen Sprache wieder insofern Eingang in den schriftlichen Verkehr verschafft, als sie ihre eigenen Korrespondenzen in dieser Sprache abfaßten, die für sie verfaßten Berichte und Rechnungen der Verwaltungen gleichfalls deutsch geschrieben zu werden pflegten; das Tschechische scheint jedoch, besonders in dem schriftlichen Verkehr mit den meist polnischen Untersassen und im Verkehr dieser untereinander, soweit ich nach den mir bekannt gewordenen oberschlesischen Archiven urteilen kann, bis zu den preußischen Zeiten die bevorzugte offizielle Sprache geblieben zu sein. In Rybnik sind sogar die Kirchenbücher, vorhanden seit 1638, und noch Verträge aus dem Jahre 1723 tschechisch geschrieben.³⁾ Bis zu welchem Grade das Tschechische während des 16. und 17. Jahrhunderts die in Oberschlesien dominierende Sprache gewesen ist und wie weit sie im 18. Jahrhundert noch zur Anwendung kam, läßt sich leider bei dem Mangel von Quellenveröffentlichungen aus

¹⁾ Siehe Archiv für slav. Phil., B. XII, S. 120 ff., wo diese und einige andere böhmische Urkunden, nicht ganz fehlerfrei, abgedruckt sind.

²⁾ Cod. Dipl. Sil. II, S. 187.

³⁾ J. Jdżifowski, Geschichte von Rybnik, S. 54.

dieser Zeit nicht mit Genauigkeit angeben. Vielleicht wird gerade diese dunklere Zeit noch einmal in einem besonderen Aufsatz in dieser Zeitschrift behandelt werden. Als feststehend kann man jedoch betrachten, daß die Blütezeit des Tschechischen in Oberschlesien ein und ein halbes Jahrhundert, etwa von 1450 bis 1600, gedauert, daß dann sich wieder die deutsche Sprache verbreitet hat und auch dem Polnischen von da ab ein gewisser Raum vergönnt wurde. Die älteste polnische Urkunde ist, wie oben schon bemerkt, in Myslowitz im Jahre 1582 ausgestellt und war bis jetzt von ihr noch keine Notiz genommen worden.

Wenn gewöhnlich angenommen wird, daß einzig der Umstand, daß das Herzogtum Ratibor eine Zeit lang mit Troppau verbunden war, die Ursache der Einführung des Tschechischen in Oberschlesien gewesen ist,¹⁾ so muß diese Erklärung als ungenügend bezeichnet werden, wiewohl nicht geleugnet werden soll, daß dieser Umstand der Verbreitung der tschechischen Sprache in Oberschlesien stark behilflich war. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Herzöge von Troppau selbst sich in der zweiten Hälfte des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Vorliebe noch der deutschen und neben dieser nur der lateinischen Sprache bedienten, wie ja die oben angeführten Beispiele beweisen. Andererseits könnte die Verbreitung des Tschechischen in Ratibor sein Eindringen in die Kanzleien der Herzogtümer Oppeln, Oswiecim und Zator keineswegs erklären. Der Grund für sein Vordringen war vielmehr ein allgemeinerer und lag einerseits in dem noch lange andauernden Mangel einer polnischen Schriftsprache, andererseits in der Beliebtheit des Tschechischen bei den Polen jener Zeit. Es ist oben schon betont worden, daß die altpolnische Litteratur unter dem Einfluß der alttschechischen gestanden hat. Die Beliebtheit des Tschechischen bei den Polen bezeugen uns die ältesten polnischen Schriftsteller. So erzählt Górnicki, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, man habe am polnischen Hofe denjenigen Redner besonders gelobt, der am meisten tschechische Brocken in seine Sprache gemischt hat. Häufig citiert werden die Verse des Nicolaus Rej aus seinem anno 1562 erschienenen „Zwierzyniec“, die da besagen: Vordem, wenn man in Polen etwas von Rechts wegen verabredete, pflegte man die Verpflichtung in tschechischer Sprache niederzulegen. Auch an Beispielen von Korrespondenzen polnischer Männer mit Tschechen in tschechischer Sprache fehlt es nicht.²⁾ Wie anfangs Latein und später Deutsch, war dann auch die tschechische Schriftsprache im offiziellen Schriftverkehr des oberschlesischen Volkes nur ein Ersatz für die eigene Sprache.

¹⁾ Siehe Entsch, Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. B. IV, S. 190.

²⁾ Siehe Archiv Český. III, 18.

Ihre Verbreitung im schriftlichen Verkehr darf man natürlich als Maßstab für eine Tschechisierung des Landes nicht betrachten. Wenn sie sich schneller im Lande verbreitete und den eroberten Platz länger behielt als ursprünglich das Deutsche, so lag dies an ihrer nahen Verwandtschaft und großen Ähnlichkeit mit dem Polnischen, die in älterer Zeit noch bedeutender war als heute. Da man es außerdem mit den grammatischen Formen, wie auch mit der Schreibweise nicht immer so genau nahm und unterlaufenden Polonismen gerne Platz gewährte, so hatte man gewissermaßen das Gefühl sich der eignen Muttersprache zu bedienen und konnte sich die Verschiedenheiten, die zwischen den beiden Schwestersprachen herrschten, gewissermaßen als eine Abweichung der Schriftsprache von der Sprache des mündlichen Verkehrs erklären. Umso mehr war man gezwungen bei der einmal angenommenen tschechischen Schriftsprache zu verbleiben, als man mit Böhmen nicht nur in Grenzverkehr, sondern auch in engen politischen Beziehungen stand, der Konnex aber mit Polen im Laufe der Zeit vollständig aufgehört hatte. Daraus erklärt es sich, daß polnische Schriftstücke erst so spät in Oberschlesien auftreten und die polnische Schriftsprache nur eine verhältnismäßig geringe Verbreitung findet. Besonders sind es die städtischen Verwaltungen und die Innungen, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts sich ab und zu der polnischen Sprache bedienen. Häufiger noch kommt sie im 18. Jahrhundert vor, in welchem die tschechische Sprache zurückweicht und sich unter dem Einflusse der preussischen Regierung die deutsche Sprache zur allein üblichen entwickelt. Beispielsweise sei bemerkt, daß das Junftbuch der Tuchmacher in Peiskretscham, nach dem Zeugnis von Chrzaszcz,¹⁾ von 1727 bis 1800 polnisch, von da ab deutsch geführt worden ist.

Neben den eben angeführten allgemeinen Gründen kam dem Tschechischen noch zu gute, daß sich seit dem 15. Jahrhundert an verschiedenen Stellen Schlesiens tschechische Adelsfamilien niederließen, welche diese Sprache auch in einigen Kanzleien Mittelschlesiens eine Zeit lang einheimisch machten. Besonders müssen in dieser Beziehung die Nachkommen Georg Podiebrad's, die Herzöge von Münsterberg und Wels hervorgehoben werden, die uns eine große Anzahl tschechisch-schlesischer Urkunden hinterlassen haben. Auch ein zweiter Umstand, der Aufschwung des Tschechentums überhaupt unter Georg Podiebrad und während der Hussitenkriege, der auch der Verbreitung der tschechischen Sprache in Schlesien großen Vorschub geleistet hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Auch die Breslauer mußten es sich am Ausgang des 15. Jahrhunderts gefallen lassen, daß ihnen von Böhmen aus

¹⁾ Zeitschrift „Oberschlesien“, S. 385.

tschechische Reskripte zugeschickt wurden, für deren Beantwortung allerdings sie sich die Sprache wählen konnten. Charakteristisch für die Sprachverhältnisse gerade dieser Zeit sind die Urkunden und Verträge, die sich an den Olmützer Vertrag vom 21. Juli 1479 knüpfen. Dieser Vertrag selbst, geschlossen durch Matthias Corvinus und König Wladyslaw von Böhmen, durch welchen Schlesien dem Könige Matthias zufiel, ist, als eine Urkunde von internationalem Charakter, in lateinischer Sprache abgefaßt, ebenso wie die Amnestie, welche an demselben Tage König Matthias für sämtliche Schlesier, die gegen ihn gekämpft hatten, erläßt. Deutsch sind diejenigen Dokumente, in welchen die Stellungnahme der meisten schlesischen Fürsten zum Olmützer Frieden gekennzeichnet wird. Der tschechischen Sprache bedienen sich jedoch bei ihrer Beitrittserklärung zum Olmützer Frieden die oberschlesischen Herzöge: Przemko von Auschwitz und Tost, Johann von Troppau und Leobschütz, Johann und Nikolaus, Gebr. von Oppeln und Ober-Glogau, Johann der Jüngere von Troppau-Ratibor, Kasimir von Teschen und Groß-Glogau, Johann von Auschwitz-Gleiwitz und Johann der Ältere von Troppau-Ratibor. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß seit der Habsburgischen Zeit in Schriftstücken über allgemeine Landesangelegenheiten die deutsche Sprache verwendet wurde, so kann die eben gekennzeichnete Spaltung als für die ganze spätere Zeit geltend hingestellt werden. Mittel- und Niederschlesien bedienten sich nur noch der deutschen Sprache, in den Kanzleien Oberschlesiens herrschte bis zur preussischen Zeit Tschechisch vor.

Fortbildungsschulen für Mädchen und ihre Bedeutung für Oberschlesien.

Von

Justus Baltzer,

Direktor

der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars in Kattowitz O. S.

Während der letzten beiden Jahrzehnte des verfloffenen 19. Jahrhunderts und jetzt fortlaufend in den Jahren des neuen hat außer vielen anderen sozialen Fragen auch die der Jugend-erziehung die Männer unsres Vaterlandes — zum Teil auch die Frauen — lebhaft beschäftigt. Allerdings können wir Deutsche mit Stolz sagen, daß seit ungefähr zwei Jahrhunderten viele Fürsten, unter ihnen besonders die Hohenzollern, viele Staatsmänner und eine große Zahl solcher, die sich nur dem Berufe des Pädagogen

gewidmet haben, diese für jeden Staat so wichtige Frage in die Hand genommen und oft so trefflich gelöst haben. Ich erinnere nur an den Schulmethodus des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen Coburg-Gotha, nach dessen Durchführung es allgemein hieß: „Herzog Ernsts Bauern seien gelehrter, als anderswo die Städter und Edelleute“, an die Principia regulativa Friedrich Wilhelms I., dessen Spuren in Ostpreußen noch jetzt deutlich sind, an des großen Friedrich „Königlich preussisches General-Land-Schul-Reglement“, das die Grundlage für alle späteren Schulerlasse bildete, und an die Verfügungen von 1854, 1872, 1894 u. a. Dies alles war die praktische Ausführung jener Gedanken, welche die großen Pädagogen wie Comenius, Francke, Salzmann und vor allem Pestalozzi, auf dessen Schultern wir jetzt noch stehen, schöpferisch gegeben haben. Aber wohin zielten alle diese pädagogischen Bestrebungen der Jugenderziehung? Sie konnten, den Verhältnissen der Zeit entsprechend, nur ein Ziel im Auge haben, nämlich die deutsche Jugend überhaupt zu bilden, ihr „Kenntnisse, gute Sitten und Frömmigkeit beizubringen“, wie Comenius es sagt, sie aus der vollständigen Unwissenheit zu retten. Klagt doch Pestalozzi vor 100 Jahren: „Soweit ich den Schulunterricht kannte, kam er mir wie ein großes Haus vor, dessen oberstes Stockwerk zwar in hoher, vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in den mittleren wohnen schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen. Im dritten wohnt eine zahllose Menschenhorde, die für Sonnenschein und gesunde Luft mit den oberen das gleiche Recht hat, aber sie wird im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen.“ Es war also allein von allen, die sich für Pädagogik interessierten, darauf zu sehen, der deutschen Jugend, ganz besonders der der unteren Volksklassen, also dem Volke überhaupt Bildung zu verschaffen, und so arbeitete jeder an der Einrichtung von Volksschulen, an der Besserung der Methode in den einzelnen Lehrgegenständen, an der Vervollkommnung der Gymnasien, so daß unser großer Kanzler einst mit Recht sagen konnte „Deutschland, das klassische Land der Schulen“. Diese Richtung der Pädagogik ging, mit geringen Ausnahmen, die anderes erstrebten, bis in die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Da erfolgte nach dem glorreichen Kriege ein ungeahnter, gewaltiger Aufschwung gewisser Arbeitsgebiete. Die ständig wachsende Ausdehnung der Industrie, die vermehrten Leistungen, die deshalb vom Handel zu verlangen waren, das Überhandnehmen der Bevölkerung in den Städten, die zum Teil unheimliche Erweiterung der Industriebezirke, wie sie am auffälligsten sich in Oberschlesien zeigt, mußte dahin führen, daß auch an die Vorbildung der Arbeitenden, also an die Erziehung der Jugend, andre Anforderungen gestellt wurden, Anforderungen, die eben das

Praktische des Lebens in höherem Maße als bisher berücksichtigten. Was konnte unter solchen, ganz anderen Verhältnissen die Kenntnis der alten, toten Sprachen und im Gegensatz die völlige Nichtbeherrschung der neueren Sprachen, Französisch und Englisch, den leitenden Kräften einer Fabrik nützen? Oder durfte ein in höhere Stellung strebender Fabrikarbeiter mit den Kenntnissen der Volksschule zufrieden sein? Einsichtige Männer, teils solche, welche an leitender Stelle standen, teils diejenigen, die mitten aus der Praxis heraus die Mängel der bestehenden Schuleinrichtungen erkannten, gingen mit Eifer daran, zu bessern und umzugestalten. Die Umgestaltungen mußten naturgemäß sich nach zwei Seiten erstrecken, einmal auf die Erziehung der Jugend der höheren Stände, sodann des Volkes; beide Seiten mußten wiederum die Knaben und Mädchen berücksichtigen. Die Umwälzungen wurden zum Teil mit Erbitterung und einem gewissen Übereifer, einer zum Teil zu großen Überhastung geführt. „Fort mit den alten Gymnasien, die soviel totes Wissen bringen!“ riefen die allzu Schnellen. „Hie Realschule! Hie Reformschule!“ hieß es statt dessen. Dies Übermaß der Forderungen hat sich ja allmählich gelegt, aber unweigerlich haben die Realanstalten jeglicher Art gewaltig an Boden in den drei letzten Jahrzehnten gewonnen, und die für das Leben der Jetztzeit so wichtigen Unterrichtsfächer, wie Mathematik, Physik, Chemie, beschreibende Naturwissenschaften und Erdkunde werden weit eifriger betrieben als früher. Auch bei den höheren Mädchenschulen wurde erfreulicher Weise so manches geändert. Nicht nur, daß die Matrikelbestimmungen von 1894 im Unterrichtsgebiete das mehr Praktische als zu Erlernendes hervorhoben, auch danach strebte man, den jungen Mädchen nach vollendetem Lehrgang einer höheren Mädchenschule Gelegenheit zur Weiterbildung zu geben, wie in den sogenannten wahlfreien Kursen oder in Mädchengymnasien. Wie weit letztere berechtigt sind oder nicht, gehört nicht zu dieser Abhandlung. Ganz anders sah es aber mit den Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksschulbildung aus. Man konnte zunächst feststellen, daß unsere Volksschulen billigen Anforderungen, die an sie zu stellen sind, genügten und unserm Volke jene von so vielen Nationen laut und leise beneidete allgemeine Bildung verschafften, die dem Menschen nötig ist. Aber die Fortbildung fehlte, jene höhere Bildung, die mit dem 15. Lebensjahre, also beim Verlassen der Volksschule anfängt und als Ziel irgend eine Sondervorbereitung für eine einzige Lebensstellung erstrebt. Hier einzusetzen, galt den die Zeichen der Zeit beobachtenden Männern für nötig, also Schulen schaffen, die den modernen, neu entstandenen, ja täglich neu entstehenden Arbeitsgebieten wirklich gut vorbereitete Arbeitskräfte zuzuführen. Daß man anfangs, dergleichen Schuleinrichtungen zuerst für die männliche Jugend zu begründen, ist so selbstverständlich, daß es eigentlich nicht erst erwähnt

zu werden braucht. Ist doch das Mädchen und damit seine Erziehung stets für den Staat und die Kommune eine Art Stiefkind gewesen! Wie wenige der Männer in leitender Stellung, die in solchen Fragen zu entscheiden haben, bedenken das so wahre Wort des Historikers Johannes Müller: „Das Heil der Frauen liegt bei den Männern —, aber das Schicksal der Männer sind die Mütter.“ — Also Anstalten der verschiedensten Art für alle möglichen Berufe des Mannes entstanden sehr schnell, sie aufzuzählen, würde hier zu weit führen; sind sie doch auch hinlänglich bekannt, und der Staat läßt ihnen hinreichend Unterstützung zukommen, teils durch die, Eltern und Brothherren zwingende Gesetze, teils durch Geldunterstützungen. Aber die Mädchen des Volkes! Ja, ihrer konnte und kann sich zum Teil jetzt noch nur die Privatliebe einzelner Hochherziger annehmen; erst in den allerletzten Jahren haben einige Staaten und Städte darin Großes geleistet. Und doch wie nötig, dringend nötig ist eine umfassende Hilfe für bessere Bildung der Mädchen der unteren Volksklassen! Daß wir unser deutsches Familienleben mit der deutschen Hausfrau als Krystallisationspunkt auch für die Zukunft erhalten, daß wir alles abzuwehren suchen, wodurch es bedroht ist, daß wir unter den durch geschichtliche Entwicklung notwendig gewordenen sozialen Verschiebungen häuslicher und gesellschaftlicher Verhältnisse die entstandene drohende Gefahr der Zerrüttung rechtzeitig und mit allem Ernste und Nachdruck bekämpfen, das ist eine Aufgabe, an deren Lösung alle verständigen Frauen und Männer, alle Erzieher und Erzieherinnen, alle kommunalen und staatlichen Verwaltungsbehörden mitarbeiten müssen. Es ist eine heilige Pflicht.¹⁾

Also Fortbildungs- und Fachschulen für Mädchen!

Da drängen sich zuerst die Fragen auf: Was für Schulen sollen denn das sein? Was für einen Zweck sollen sie verfolgen, welches Endziel erreichen? Was sollen sie lehren? Wie eingerichtet sein? u. a. m. Hierüber ist vor jetzt ungefähr 2 Jahren in der, während der Pfingstwoche zu Magdeburg abgehaltenen Hauptversammlung des Vereins deutscher Gewerbeschulmänner beraten worden. Denn Herr Professor Lantz aus Wiesbaden hatte vom Vorstand dieses Vereins im Dezember 1900 den Auftrag erhalten, über gewerbliche Fortbildungs- und Fachschulen für Mädchen einen Vortrag zu

¹⁾ Vergl. Th. Lantz, Fortbildungs- und Fachschulen für Mädchen. Wiesbaden, J. f. Bergmann 1902, S. 12. — Dieses Buch, das außerordentlich empfehlenswert für alle, die diese Frage interessiert, ist, wird noch öfters im folgenden erwähnt werden und zwar mit der Abkürzung: Lantz, a. a. O.

halten¹⁾ und sich dieser Mühe mit großem Eifer unterzogen. Eine weitere Folge desselben war das bereits erwähnte Werk. Seine, an den Vortrag sich schließenden Vorschläge wurden einstimmig angenommen; sie lauten:²⁾

1. Die gewerblichen Fortbildungsschulen für Mädchen haben die Aufgabe, ihre Schülerinnen auf den Beruf einer arbeitsamen verständigen Hausfrau vorzubereiten und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben zur Aneignung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche sie in den Stand setzen, sich erwerbsfähig zu machen. Zur Erreichung des letzteren Zweckes sind den ärztlichen Verhältnissen entsprechende besondere Kurse auch für ältere weibliche Personen einzurichten.
2. In Erwägung
 - a) daß die Erziehung der Mädchen zu ernster Lebensauffassung und praktischer Tüchtigkeit vielfach zu wünschen übrig läßt und
 - b) daß eine überaus große Anzahl weiblicher Personen gezwungen ist, den Lebensunterhalt selbständig zu erwerben,
 wird von dem Verbande deutscher Gewerbeschulmänner die Gründung und Unterhaltung gewerblicher Fortbildungsschulen für Mädchen dringend empfohlen.
3. Staat und Gemeinden haben die Pflicht, die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen für Mädchen in gleicher Weise zu fördern und zu unterstützen, wie diejenigen für die männliche Jugend, außerdem Einrichtungen zu treffen, welche zur Ausbildung tüchtiger Lehrerinnen (nämlich für solche Schulen) geeignet sind.

Hieraus ergiebt sich klar, nach welchen Richtungen bei den Fortbildungsschulen für Mädchen zu arbeiten ist; einmal wird gewünscht, tüchtige Hausfrauen für unsere niederen Volksklassen heranzubilden, sodann jenen vielen, oft so unglücklichen Mädchen, die gezwungen sind, sich mühsam ihren Lebensunterhalt zu erwerben, Gelegenheit zu geben, eine gründliche Vorbildung sich zu verschaffen. Es giebt allerdings, wenn auch glücklicher Weise nur wenig zahlreich vertreten, in unseren Tagen eine Strömung in den gebildeten Kreisen unseres Volkes, die bei Punkt 1, also tüchtige Hausfrauen für die unteren Volkskreise, gleich einwenden werden: Das ist überflüssig, die Frau muß nur miterwerben, das übrige findet sich. Ja, ich habe alles Ernstes einen sonst verständigen Mann den Gedanken aussprechen hören, daß die Frau des Arbeiters ebenso wie der Mann außerhalb des Hauses arbeiten müsse, und daß für so und so viele Arbeiterfamilien eine einzige Frau die Häuslichkeit, besonders das Essen zu besorgen habe. Dies zu beurteilen, überlasse ich jedem verständig Denkenden.

¹⁾ Vergl. Lanté, a. a. O. S. 5.

²⁾ Vergl. Lanté, a. a. O. S. 52.

Die nun von Professor Lantze auf jener oben erwähnten Versammlung angeedeutenden Arten von Schulen, die dem Zwecke der Mädchen-Fortbildung entsprechen, sind folgende:¹⁾

I. Gruppe: (Um gute Hausfrauen heranzubilden.)

1. Fortbildungsschulen.

Darunter sind solche zu verstehen, die allein das erziehlische Moment im Auge haben. Denn wie manche Tugend, um diesen trivialen Ausdruck einmal zu gebrauchen, fehlt doch jenen Mädchen, die mit 14 Jahren die Schule verlassen und womöglich glauben, nicht nur ihre Kenntnisse, sondern auch ihre sittliche Bildung vollendet zu haben! Hier soll also eingesetzt werden, und es ist schon so manches geschehen, z. B. in den Sonntagsschulen, welche häufig in den evangelischen Pfarrhäusern oder von den Schwestern katholischer Orden unterhalten werden, oder in den evangelischen Jungfrauenvereinen. Hier kann durch den Umgang mit so vielen und durch die Geschicklichkeit der Leiterin so manches Gute erreicht werden, wie Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Verträglichkeit, williges Anerkennen der Vorzüge anderer u. dergl. Auch die Kenntnisse der Volksschule werden hierbei gepflegt und erweitert, z. B. fließendes Lesen, Betrachtungen über große Männer unseres Volkes, über fremde Länder u. s. w.

2. Haushaltungsschulen.

Diese sollen in Gegensatz zu den soeben erwähnten, welche in der Hauptsache einen sittlich-religiösen, festen Charakter heranbilden, mehr das praktische Gebiet im Auge haben, also alles das lehren, was zur Führung eines guten Haushaltes für die Volkskreise wünschenswert erscheint. Dahin gehört das große Gebiet der Kochkunst, z. B. Gesundheitslehre, Nährwert der Speisen, Kochen, richtige Verwertung der vorhandenen und ebenso der übriggebliebenen Speisen, Berechnen des Wirtschaftsgeldes u. a. für solche Mädchen, die auf dem Lande groß werden und später einmal den Haushalt eines Gutsarbeiters zu führen haben, also in den meisten Fällen auch ein Stück Feld, einen kleinen Garten, einen Hühnerhof oder eine Kuh zu versorgen haben, käme Belehrung über Gemüsebau, Geflügelzucht, Milchwirtschaft u. dergl. hinzu.

II. Gruppe: (Zur Vorbereitung für bestimmte Berufsarten.)

1. Gewerbeschulen.

Wie schon der Name sagt, haben sie die Bestimmung, jenen zu helfen, die als Buchhalterinnen oder bei der Post und Telegraphie ihr Brot

¹⁾ Vergl. Lantze a. a. O. S. 41 ff.

erwerben wollen. Diese Schulen müssen also zu fördern suchen die Kenntnisse in der deutschen Sprache, besonders kaufmännischen Briefstil, in manchen Gegenden unsres Vaterlandes auch in den neueren Sprachen, ferner gewandtes Rechnen, Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine.

2. Fachschulen.

Diese endlich haben in ihren Kursen immer nur ein specielles Gebiet im Auge, wie Musterzeichnen, Porzellan- und Seidemalen, Holzschmiederei, Zuschneiden, Damenschneiderei, Wäschekonfektion, Fabrikation künstlicher Blumen, Buchbinderei, Buchdruckerei, und so vieles andre. Hierzu wären auch jene Schulen zu rechnen, die Lehrerinnen für alle soeben genannten Anstalten heranzubilden.

Damit wären die Arten von Schulen erläutert, deren Nutzen für die weibliche Jugend der unteren Volksklassen wohl allgemein anerkannt werden wird. Es fragt sich nun, wieviel nun schon in dieser Beziehung bisher geleistet worden ist. Der Verfasser des schon des öfteren erwähnten Buches, Professor Lantz, hat sich, um dies festzustellen, der großen Mühe unterzogen, alles dazu einschlägige Material aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz zu sammeln und nach den einzelnen Staaten resp. Provinzen zusammenzustellen. Es sei mir gestattet, einen kurzen Auszug daraus zu geben, einmal um zu zeigen, wieviel zum Teil schon gearbeitet ist, sodann um den in dieser Sache in Betracht kommenden Faktoren des ober-schlesischen Industriebezirktes klar zu legen, was sie grade hier noch leisten können. Ich berücksichtige dabei nur die deutschen Staaten, da diese mit ihrem Volksschulwesen als Grundlage für den Aufbau von Fortbildungsschulen für Mädchen allein maßgebend sein können. Im voraus bemerke ich, daß, wer über die einzelnen, zur Zeit bestehenden Schuleinrichtungen Näheres erfahren will, nur nötig hat, das Buch von Lantz, S. 55 ff. nachzulesen. Die von mir im folgenden gelieferte Übersicht kann naturgemäß ebenso wenig wie die des Professor Lantz Anspruch auf Vollständigkeit machen. Sie ist nach der oben erwähnten Einteilung von Fortbildungs-, Haushaltungs-, Gewerbe- und Fachschulen gemacht.

I. Preußen.

A. Fortbildungsschulen.

Diese Art von Schulen ist so unendlich viel in allen größeren und kleineren Orten vertreten, daß eine Aufzählung unmöglich ist. Es sind dies alle jene privaten Unternehmungen, die sich der sittlichen Erziehung der Mädchen des Volkes nach vollendeter Schulbildung annehmen.

B. Haushaltungsschulen.

Aachen: Haushaltungsschule im Marienhospitz. Bielefeld: Zwei Haushaltungsschulen von der Stadt. Breslau: Drei städtische Haushaltungsschulen. Cassel: Die Kochschule des Frauenbildungsvereins. Coblenz: Die Kochschule des vaterländischen Frauenvereins. Danzig: Haushaltungsschulen in einigen Volksschulen. Elberfeld: Haushaltungsschule. Elbing: Haushaltungsschule „Marienheim“. Erfurt: Koch- und Haushaltungsschule des Ritschlschen Frauenvereins. Frankfurt a. M.: Verein für Haushaltungsschulen. Frankfurt a. O.: Fortbildungsschule des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen. Görlitz: Haushaltungsschule in Verbindung mit einer Gemeindeschule. Halberstadt: Haushaltungsschule für Mädchen. Königsberg i. Pr.: Die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule des Vereins „Frauenwohl“. Köln: Koch- und Haushaltungsschule des Kölner Fortbildungsvereins. Magdeburg: Haushaltungsschule des Hausfrauenvereins. Trier: Kochschule des vaterländischen Frauenvereins. Wiesbaden: Haushaltungskunde und Kochschule bei einer Volksschule.

C. Gewerbeschulen.

Barmen: 1. Die Effey'sche Handelsschule für Damen, 2. Die Anstalten des kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte, des Vereins für Gemeinwohl des Frauenvereins. Berlin: 1. Viktoria-Fortbildungsschule, 2. Fortbildungsschule in der Augustastrasse 67/8, 3. Kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsanstalt für die weibliche Jugend, 4. Handelsschule und Kaufmännische Fortbildungsanstalt für Mädchen im Dorotheenstädtischen Realgymnasium, 5. die Unternehmungen des Lette-Vereins auf allen Gebieten, 6. Viele private Veranstaltungen. Breslau: 1. Die Schulen des Frauenbildungsvereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit, 2. Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen von Dora Mundt. Coblenz: Handelsschule für Mädchen. Danzig: 1. Allgemeine gewerbliche Fortbildungsschule, 2. Gewerbe- und Handelsschule für Frauen und Mädchen. Düsseldorf: Handelsschule für Mädchen. Elbing: Handels- und Gewerbeschule für Mädchen. Hildesheim: Städtische Handelsschule. Königsberg i. Pr.: Die Handelslehranstalt des Vereins Frauenwohl. Köln: 1. Kaufmännische Fortbildungsschule für Mädchen, 2. Höhere Handelsschule für Mädchen. Kiel: 1. Die Frauengewerbeschule, 2. Fortbildungsschule für gewerbliche und kunstgewerbliche Handarbeit von Anna und Marie Hansen. Magdeburg: Die Handelsschule des Hausfrauenvereins. Posen: Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen (die einzige staatliche). Stettin: Die Handels- und Gewerbeschule für Frauen und Töchter (Frau Aret).

D. Fachschulen.

Aachen: 1. Zeichen- und Kunstgewerbeschule, 2. Gewerbeschule für Frauen und Töchter von Willer und Lindow, 3. Handarbeitschulen des Aachener Vereins für Volkswohlfahrt. Arnberg: Handarbeitschule der Schulschwester der „Notre Dame“. Berlin: 9 städtische Fortbildungsschulen für Mädchen. Bielefeld: 1 Stickchule. Cassel: 1. Fachschule des Frauenbildungsvereins, 2. Kurse zur beruflichen Ausbildung für technische Lehrerinnen desselben Vereins, 3. Kaufmännische Schule, 4. Schule für Hausbeamtinnen. Erfurt: Abendkurse des wirtschaftlichen Frauenvereins. Frankfurt a. M.: Die Anstalten des Frauenbildungsvereins. Görlitz: Industrieschule für Mädchen. Halle a. S.: 1. Frauenindustrie und Kunstgewerbeschule, 2. Fachschule für die Zuckerindustrie. Hannover: Fachschule des Frauenbildungsvereins für Handarbeitslehrerinnen u. a. Königsberg i. Pr.: Die Kleeberg'sche Mädchenfortbildungsschule. Wiesbaden: Institut Ridder, Industrie-, Kunstgewerbe- und Haushaltungsschule für Frauen und Töchter.

II. Die außerpreussischen Staaten.

Haushaltungsschulen.

Bayern. München: Fortbildungsschule für Mädchen: Hauswirtschaftliche Abteilung. Unterfranken, 7 Haushaltungsschulen z. B. in Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg.

Sachsen. Leipzig: Carola-Verein, 1. Tageshaushaltungsschule, 2. Abend-Koch- und Haushaltungsschule. Chemnitz: Jahnsche Nähchule. Schwarzenberg: Obererzgebirgische Frauen- und Haushaltungsschule. Plauen: Allgemeine Fortbildungsschule.

Württemberg. Das Fortbildungsschulenwesen für Mädchen steht sehr hoch, es giebt viele Sonntagsschulen, allgemeine Fortbildungsschulen, 17 gewerbliche Fortbildungsschulen für alle möglichen Gebiete.

Baden. Fortbildungsschulen für Mädchen im ganzen Staate obligatorisch.

Oldenburg. 2 Haushaltungsschulen.

Sachsen-Weimar. 23 Kochschulen.

Sachsen-Meiningen. 2 Haushaltungsschulen.

Braunschweig. Helmstedt: Landwirtschaftliche Haushaltungsschule.

Schwarzburg-Sondershausen. 5 Haushaltungsschulen.

Waldeck-Pyrmont. Wanderkurse im Kochen, Plätten u. s. w.

Bremen. Verein für Haushaltungsschulen.

Elfaß-Lothringen. Straßburg: 1. Frauen-Arbeitschule, 2. Koch- und Haushaltungsschule.

Fortbildungsschulen.

Bayern. München: 1. Feiertagsschulen schon seit 100 Jahren, 2. Mittwochsclassen.

Sachsen. Dresden: 1. Die Lehranstalten des Frauen-Erwerbsvereins, a) Industrielle Kurse, b) Nähsschule, c) Gewerbezeichenschule, d) Kunststickerische, 2. die Schule des I. Dresdener Frauenbildungsvereins, a) Abendsschule, b) Handelsschule, c) Tagesschule, 3. die Frauen-Industrieschule, 4. die Neustädter Frauen-Industrieschule von Margarete Schmidt. Leipzig: 1. Städtische Fortbildungsschule für Mädchen, 2. Carola-Verein, a) höhere Fachschule, b) Handarbeits- und Gewerbelehrerinnenseminar, c) weibliche Gewerbeschule.

Württemberg. Karlsruhe: Handelsgewerbliche Unterrichtskurse für Frauen und Jungfrauen.

Sachsen-Gotha. Fortbildungsschulen für erwachsene Mädchen.

Anhalt. Landes-frauenarbeitschule.

Reuß j. L. Fortbildungsschule, Tages- und Abendkurse.

Elfaß-Lothringen. Straßburg: Frauen-Industrie- und Fortbildungsschule.

Gewerbeschulen.

Bayern. München: 1. Fortbildungsschule für Mädchen, Kaufmännische Abteilung, 2. die städtische Riemerschmidische Schule für Mädchen. Nürnberg: 1. Neue Nürnberger Frauen-Arbeitschule, 2. Städtische Handelsschule für Mädchen.

Sachsen. Dresden: Die Klemichische Handelsakademie. Leipzig: Carola-Verein, Abendnähschule. Chemnitz: Frauen-Gewerbeschule von Minna Just.

Württemberg. Die vielseitig ausgestalteten gewerblichen Fortbildungsschulen für Mädchen vom Badischen Frauenverein.

Hessen-Darmstadt. Alice-Schule, a) Unterrichtskurse zur Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen, b) Industrieschule, c) Kochschule.

Braunschweig. 1. Mädchen-Fortbildungsschule, 2. Abend-Fortbildungsschule für Frauen und Mädchen.

Hamburg. 1. Gewerbeschule für Mädchen, a) Fortbildungsschule, b) Handelsschule, c) Kursus für Kindergärtnerinnen, d) Zeichenkurse, e) Kunststickerie, f) Kursus zur Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen, g) Kochschule, 2. Fortbildungsschule für Mädchen, 3. die Schule des kaufmännischen Vereins für Damen, 4. Handelsschule der Industrie.

Übeck. Frauengewerbeschule.

Elfaß-Lothringen. Straßburg, Städtische Kunstgewerbeschule.

Dies wäre eine kurze, und wie ich nochmals ausdrücklich hervorheben will, eine durchaus unvollständige Übersicht über zur Zeit bestehende Schulen

Deutschlands, welche die Fortbildung junger Mädchen sich als Ziel gesteckt haben. Mehr zu geben, war einerseits ziemlich unmöglich, andererseits nicht in der Absicht dieser Abhandlung liegend. Es soll uns nur dreierlei klar machen: erstens, daß in ziemlich allen Staaten Deutschlands dergleichen Veranstaltungen bestehen, zweitens, daß diese Einrichtungen aber lange noch nicht für die Bevölkerung ausreichen, und drittens — dies ist aber für alle, die Oberschlesien kennen und lieben, das Wichtigste — daß keine im Regierungsbezirk Oppeln erwähnt ist, der doch mit seinen 1868 146 Einwohnern zu den größten der ganzen Monarchie und mit seinen vielseitigen Erwerbszweigen zu den bedeutendsten gehört.

Doch giebt es wirklich gar keine gemeinnützigen Bestrebungen vornehmlich im oberschlesischen Industriebezirk, welche für die so hilfsbedürftige weibliche Jugend der Arbeiterbevölkerung und ihre Fortbildung sorgen? In dem kürzlich erschienenen oberschlesischen Adreß-Handbuch, Teil II, Verwaltungsbuch für den Regierungs-Bezirk Oppeln, herausgegeben von E. Beyer, Regierungs-Präsidial-Sekretär, Verlag von G. Siwinna, Kattowitz 1902, finden sich in der Abteilung „Unterrichts-Verwaltung“ bescheidenlich auf Seite 41 unten 7 (!!) Zeilen unter Nr. 14 mit der Überschrift „Fortbildungsschulen für Mädchen“. Hier werden 17 Schulunternehmungen in 14 Ortschaften aufgezählt. Um zu erfahren, wie weit diese 17 Schulen ausgebildet sind und welche besonderen Zwecke eine jede verfolgt, wandte ich mich an jede mit der Bitte um Auskunft. Auf diese 17 Briefe haben 9 überhaupt nicht geantwortet, nämlich aus Bogutschütz, Branitz, Leobschütz, Neisse (2), Pischor, Ratibor, Siemianowitz, Zalenze. Abgesehen davon, daß dies wohl nicht ganz den nun einmal in der Welt feststehenden gesellschaftlichen Höflichkeitsformen entspricht, glaube ich schließen zu müssen, daß Fortbildungsschulen für Mädchen dort überhaupt nicht bestehen oder doch so klein und unbedeutend sind, daß sie der Erwähnung nicht wert sind.

Über die übrigen ist folgendes zu berichten:

1. Beuthen O.-S. Der Gewerbeverein, dessen Vorsitzender der Stadtrat Schweizer ist, veranstaltet in jedem Winterhalbjahr Fortbildungskurse für Frauen und Mädchen.

2. Gleiwitz. Das Hannahaus der Oberschlesischen Eisen-Industrie, A.-G., wird erst am 1. März d. J. eine Fortbildungsschule einrichten.

3. Königshütte. Die Dienerinnen des heiligen Herzens Jesu unterhalten eine Privathandarbeitschule, welche von 60—70 Schülerinnen besucht wird und folgende Unterrichtsfächer umfaßt: Stricken, Häkeln, Weiß- und Buntsticken, Nähen und Nähen.

4. Laura hütte. Der Kommerzienrat W. Fitzner, Fabrik-Direktor, hat außer sonstigen großen Wohlfahrtseinrichtungen auch eine Haushaltungs-

schule, gerade für die der Schule entwachsenen Töchter seiner Arbeiter geschaffen. Sie besteht seit 1889 für Mädchen von 14—18 Jahren; der Kursus, welcher am Dienstag und Freitag von 2—6 Uhr abgehalten wird, findet vom 1. Oktober bis Ende März statt. Er umfaßt 3 Abteilungen: a) Handarbeitsunterricht: Stricken, Stopfen — Nähen, flicken, Ausbessern von Kleidungs- und Wäschestücken — Anfertigung der Leibwäsche und Kennenlernen guter Leinwand und Baumwollenstoffe — Anfertigung von Hauswäsche, Bettzeug und Zeichnen der Wäsche — Reinigen und Plätten der Wäsche; b) Kochunterricht: Belehrung über richtiges Feuer, über die Kochgerätschaften und dergl. — Zubereitung von Kartoffeln, Gemüse, Fleisch u. s. w. (je 5 zusammen am Herd) — Gute Einteilung der vorhandenen Mittel — Einkaufen und richtige Berechnung sowie Eintragung in ein Ausgabebuch — Genauere Belehrung über die Verwendung des Eies, der Milch, des Mehl u. a. — Anrichten der Speisen und Benehmen bei Tisch; c) Theoretische Unterweisung über die nötigen Eigenschaften der Hausfrau — Gesundheitsverhältnisse des Hauses — Die tägliche Ernährungsweise — Krankenpflege — Erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen — Pflege der Kinder — und vieles andre. Diese Schulen sind durchschnittlich von 25—30 Mädchen besucht, alle Kosten trägt der Fabrikherr, der Besuch ist freiwillig.

5. Weisse. Industrie- und Fortbildungsschule für Mädchen von Marie Kronauer. In dieser werden folgende Gegenstände gelehrt: a) alle einfachen Arbeiten, b) alle Kunstarbeiten, c) Maschinennähen, d) Schneidern, e) Weißnähen. Außerdem sind noch besondere Kurse für Malen, Zeichnen, Holzbrand, Lederschnitt und dergl. eingerichtet.

6. O p p e l n. Haushaltungsschule der armen Schulschwester d. U. D. mit folgenden Lehrgegenständen: a) Haushaltungsschule. Kochen der gewöhnlichen und Krankenkost — Backen — Verwendung und Aufbewahrung verschiedener Nahrungsmittel — Einlegen von Gemüse und Obst — Reinigung der Zimmer — Heizung — Pflege der Betten und Kleider — Waschen und dergl. b) Industrie. Stricken — Nähen — Vollständiger Schneiderkursus — flicken und Stopfen — Häusliche, auf Wunsch auch kaufmännische Buchführung.

Außer an diese Schulen wandte ich mich auch an den Magistrat der größeren Städte Oberschlesiens, erhielt aber zumeist die Nachricht, daß dergleichen Veranstaltungen nicht beständen. Nur in Königshütte ist eine von der Stadt unterstützte private Fortbildungsschule unter Leitung von Fräulein Elise Jacoby vorhanden.

Derart sind also die Zustände Oberschlesiens mit seiner so gewaltig wachsenden Bevölkerung in diesem, von jedem Einsichtigen doch als wichtig

anzuerkennenden Punkte. Es mag ja sein, daß hier und da noch Einrichtungen für Mädchen bestehen, aber können alle diese wenigen für so viele Tausende nützen?

Wenn also wirklich noch anerkannt wird, daß eines geordneten Staatswesens Hauptgrundpfeiler ein geordnetes Hauswesen ist, wenn ferner nicht geleugnet werden kann, daß eines geordneten Hauswesens Grundpfeiler die Frau, die Mutter ist, dann ist es die heilige Pflicht aller, diesen Pfeiler des Hauses recht zu stützen und gerade in solchen Gegenden, wo durch Massenanhäufungen der Bevölkerung das junge Mädchen, also die künftige Hausfrau, den größten Gefahren ausgesetzt ist.

Was hierbei in Oberschlesien zu erstreben ist, ergibt sich aus den bisherigen Auseinandersetzungen. Es sind vor allem nötig Fortbildungsschulen für Mädchen allgemeiner Art, welche nach sittlicher Richtung hin wirken sollen (vergl. S. 850) und Haushaltungsschulen, die alles für eine Frau des Arbeiterstandes Wertvolle lehren (vergl. S. 850). Die erstere Art von Schulen, die am besten als Sontagschulen einzurichten wären, könnte in den Händen der evangelischen und katholischen Geistlichkeit liegen. Für die zweite Art hätten — nach dem Beispiel des Direktors Fitzner in Laurahütte — die Hütten- und Gruben-Verwaltungen und die Großgrundbesitzer zu sorgen.

Für die vielen Städte des Industriebezirkes bliebe dann die schöne Aufgabe, Gewerbe- und Fachschulen einzurichten. Besonders erstere würde in jeder Beziehung von Wert sein, da durch den nahen Grenzverkehr mit Rußland und Österreich Handel und Gewerbe ständig weiterblühen werden.¹⁾

Alle diese Schulen würden durch sich selbst und durch den für das spätere Leben von ihnen ausgehenden Einfluß allmählich die verderblichen Grundsätze sozialdemokratischer Lehren untergraben helfen. In allen könnten beständig die Segnungen deutscher Kultur und Gesittung im Gegensatz zum Polentum hervorgehoben werden, alle würden auch häufig auf die großen Gefahren des Alkohol-Genusses hinweisen und damit dem deutschen Arbeiter-tum aufhelfen.

Der Verfasser dieses, dessen Lebensaufgabe es ist, gerade für tüchtige Bildung des weiblichen Geschlechts zu arbeiten, und der in dieser Beziehung gerade in Oberschlesien mit besonderer Lust gearbeitet hat, hatte sich die Aufgabe gestellt, in Wort und That, wenn auch nur im kleinen Kreise, die

¹⁾ Erwähnen will ich hier, daß von dem Verfasser dieses im Verein mit dem Rektor Łatacz und tüchtigen Lehrkräften seit Ostern 1901 zu Kattowitz O.S. Fortbildungskurse für Mädchen eingerichtet sind, in denen außer Vervollkommnung in den Schulunterrichtsfächern Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine gelehrt wird.

Erziehung der Mädchen aus dem Volke hier zu fördern. Zu seinem Bedauern muß er dies Werk aufgeben, da er als Direktor an die höhere Mädchenschule und das Lehrerinnenseminar der Francke'schen Stiftungen in Halle a. S. berufen ist.

Ein anonymes Büchlein vom Jahre 1715 und seine Bedeutung für schlesische bezw. oberschlesische Sagen.

Von

A. Bartsch, Breslau.

Der Hexenhammer (*malleus maleficorum*) war auf Betreiben des Jakob Sprenger von dem Papste Innocentius VIII. im Jahre 1478 sanktioniert worden zu dem Zwecke, die Hexen und Zauberer auszurotten. Auch die neu entstandene protestantische Kirche nahm den Kampf gegen das Hexenwesen auf, und mit welchem Erfolge man im Vereine mit der weltlichen Macht gegen die unglücklichen Opfer vorging, davon giebt die Geschichte der Hexenverfolgung schaudererregenden Bericht. Aber anstatt zu verschwinden, schoß das Zauber- und Hexenwesen (besonders zur Zeit des dreißigjährigen Krieges) in Deutschland üppig in das Kraut, und aus keiner Periode der deutschen Geschichte haben wir so viele Abhandlungen über Zauberei und Hexenwerk wie im 17. Jahrhunderte. Andererseits wagte sich der dem Menschen innewohnende Forschungstrieb, der nun einmal nicht unterdrückt werden kann — am wenigsten bei den Deutschen —, doch auf das der Kirche verdächtige Gebiet der Magie trotz aller Gefahren, trotz der Beschimpfung als „Hexenpatrone“,¹⁾ wenn einsichtsvolle Männer, unter ihnen Theologen, mit Entschiedenheit auf die Erklärung der Hexenwerke durch natürliche Ursachen hinwiesen. Noch im 18. Jahrhunderte erörterte man allen Ernstes die Frage, ob Trithemius, Wierius u. a. als Magi d. h. Zauberer anzusehen seien. Wierius aber z. B. war einer der ersten, dem das Verdienst gebührt, den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei erschüttert zu haben.

Das Verdienst, die Magie, an welcher Aberglaube wie alter Volksglaube gleich großen Anteil hatte, in ein wissenschaftliches System gebracht zu haben, knüpft sich an die Namen zweier hervorragender, talentvoller Männer:

¹⁾ Der Diakonus J. Ellinger gebraucht meines Wissens 1629 zuerst diese Bezeichnung und noch dazu gegen Amtsgenossen, die ein Wort für die armen, als Hexen Verschrieenen einlegten.

Heinrich Cornelius Agrippa (1456–1535) und Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541). Ihr Ziel war, die Magie aus einem übernatürlichen Wissen in Physik, Mathematik und Theologie umzuwandeln, die magischen Operationen sollten keine geheimen Künste sein, sondern natürliche Anwendungen dieser Wissenschaften. Eine große Rolle spielt bei ihnen die Lehre von der gegenseitigen Sympathie und Antipathie der Dinge, von der Influenz der Gestirne, Transplantation u. a.

Diese „natürliche Magie“ erlangt erst eine große Bedeutung, als die Grundgedanken der Reform Agrippas in die Heilkunde des Theophrastus aufgenommen wurde. Im 17. und 18. Jahrhunderte geht die Magia naturalis in angewandte Physik und Chemie über. Über die Bedeutung der genannten Männer vergl. Lehmann, Aberglaube und Zauberei. (1898.) S. 193 ff., 196 ff.

Wie kindlich die Anschauungen über naturwissenschaftliche Dinge in dieser Zeit sind, dafür giebt Frankreichs großer Dichter Molière in seinen Femmes savantes einen ergötzlichen Beleg; die eine dieser gelehrten Frauen will auf dem Monde Menschen (vergl. das alte Märchen vom „Manne im Monde“) entdeckt haben, die andern sogar Kirchtürme (clochers), Ansichten, die aber durchaus nicht etwa bloß der Phantasie oder Spottlust Molières¹⁾ entsprossen sind.

Und doch darf man die oft verworrenen, dunklen, mysteriösen Bestrebungen der Magia naturalis nicht so ganz geringschätzen; sie sind die Morgendämmerung des Glanzes, den die Naturwissenschaften in unserer Zeit errungen haben. Zur Bestätigung ihrer Meinungen nahm man mit Vorliebe Beobachtungen der Naturobjekte oder Vorstellungen aus dem alten Volksglauben zu Hilfe. Außergewöhnliche Erscheinungen, die unerklärlich schienen, schrieb man den Verblendungen des Teufels zu. So sind die Werke der Naturalisten auch für die heutige Volkskunde eine wichtige ergiebige Quelle.

Einen solchen Naturforscher — sein Name ist nicht bekannt —, einen fahrenden Gesellen, wie früher der Meister Paracelsus, will ich in kurzem hier vorführen. Er ist einmal deshalb interessant, weil er seine Erfahrungen niedergelegt hat in einem kleinen Büchlein, einem „Compendium Magisch-Sympathetisch- und Antipathetischer Arcanitäten Wider die Zauberer, Heger, Unholden und Truten . . . mit etlichen sehr nützlichen Medizinalischen Ökonomischen und andern künstlichen Geheimnissen untermischt. Anno

¹⁾ Im Gegensatz dazu vergleiche man den damals bedeutendsten deutschen Dramatiker, den Schlesier Andreas Gryphius, der in seinen Werken noch vollständig im Banne landläufiger Ansichten über Zauberei steht; seine Schrift *de spectris* (über Gespenster) ist leider verschollen.

M. D. CC. XV. Frankfurt (Leipzig) und Regensburg.“ Zum andern nimmt er unser Interesse in Anspruch, weil er auf seinen Kreuz- und Querzügen auch unsere Provinz berührt hat und einige Mittheilungen darüber macht, die mir Veranlassung geben, auf ihn aufmerksam zu machen.

Den Namen des Verfassers habe ich nicht feststellen können. Von seinen Lebensverhältnissen geben uns die Daten, die sich sporadisch in dem Werkchen vorfinden, einigen Anhalt.

Darnach studierte er zu Bern im Schweizerland im Jahre 1664 und war in der Kost bei dem Herrn Abraham von Werth, Verwalter über das Arsenal. Somit können wir als sein Geburtsjahr ca. 1640 ansetzen. In seiner Jugend muß er sich (wohl längere Zeit) in Preußen aufgehalten haben. Hierbei berichtet er S. 84: „Das Elandt ist ein groß, und wann es alt wird, ungeschicktes Thier. In Preussen haben wir in meiner Jugend in einem Winter auff einer Herrschaft sibem geschossen, worunter eines so groß, als ein mittelmässig Pferd gewesen.“ Sein Geburtsland scheint indessen Sachsen zu sein, worauf seine Sprache hinweist (vergl. Kader, linge, Klauen, Kraß, lamem, dirte, Pley u. a.).

Von historischen Persönlichkeiten erwähnt er den König Leopold (S. 60: Einige rathen auch das Katzen-Hirn (sc. gegen den Schwindel), welches der Decker, der unter dem Kayser Leopoldo zu Wien auf St. Stephans Thurm den grossen Knopff gesetzt hat, solle gebraucht haben; habe aber keine Probe davon). (S. auch S. 27.) — Von Wallenstein teilt er im 88. „Stuck“, das „von den magischen Spieglen“ handelt, folgendes mit (S. 106): „Der erste Spiegel ware von Metall des Theophrasti, beyderseits mit gewissen Figuren, die mir verdächtig waren, als das Sigillum Pacti (d. h. des Pactes mit dem Teufel mit Verpfändung der Seele). Einen solchen solle der General von Wallenstein gehabt haben, welcher am Tag vorher, ehe er zu Egra¹⁾ ist massacriert worden, mit einer Wolcken überzogen nichts mehr gezeigt hat. Dieser Spiegel solle voneinander gespalten noch bei einer gewissen familie in Böhmen vorhanden seyn.“

Von Gelehrten führt er an Raymundus a Mundo (S. 72), Matthiolus (wegen seines Kräuterbuches) (S. 53), Cartesius (S. 40), den protestantischen Pfarrer Caspar Thym (s. u.) und vor allem den Theophrast, dessen maßgebende Werke er wohl studiert haben wird. Speziell citiert er dessen Buch „von den Olympischen Geistern“ (S. 98). Seine terminum technici (Korrespondenz der obern Influenzen mit den unteren Planeten, Impulsus et Magnetismus naturae, Sympathie und Antipathie, Transplantationen, Arcana u. s. w. gehen auf die Schule des

¹⁾ Eger.

Theophrastus zurück. Über Theophrast's Erfindung, das „magische Glöcklein¹⁾ zu machen“, spricht er sich sehr reserviert aus (S. 107). Die Vielheit der „Charakteren, die Darbey sein müssen“, wollen ihm nicht gefallen.

Mit Theophrastus teilt unser Verfasser die Eigentümlichkeit, vielfach auf Reisen zu sein. Datieren lassen sich zwei von diesen: 1702 ist er in Innsbruck, 1708 in Einz. Außer der Schweiz hat er Schweden (?), Frankreich und Italien (Rom, Venedig, Spoleto) besucht. Viel hat er sich in Oesterreich aufgehalten; er kennt Wien, Innsbruck, von wo er über Halle (d. i. Reichenhall) nach München und Augsburg reiste, er kennt Einz, die Silberaue in Steiermark, Istrien, wo er sehr von Schlangen, die oft wie die Vögel über den Weg gesprungen, erschreckt wurde, Böhmen und Mähren. Er erwähnt, wenn auch nicht ausdrücklich, seinen Aufenthalt in der Oberpfalz und in Oberbayern. Über Thüringen reist er nach Hamburg, wo er magische Schriften, aus dem Arabischen in das Deutsche übersetzt, über Wunder, wie sie die Hohepriester im alten Testament zu praktizieren pflegten, in die Hand bekam, aber aus Ängstlichkeit einem Geistlichen überließ, wie andere Sachen (über Offenbarungen im Traume, über Vogelflug u. a.). Wie wir daraus sehen, waren seine Reisen nicht ziellos, sondern der Bereicherung seiner Kenntnisse und Erfahrungen gewidmet.

Aus allen diesen Orten, die er berührt hatte, weiß er ganz ergötzliche Geschichten oder Abenteuer zu erzählen, scheut er sich doch nicht, sich auch bei dem gewöhnlichen Manne Rates zu holen. So erfuhr er in der Wetterau von einem Gastwirte ein Mittel, „ganz leicht durch Antipathie die Schlangen aus einem Hauf zu vertreiben“. (S. 67.) Obwohl diese so zahlreich in der Wohnung gewesen waren, daß man vor ihnen nicht sicher war, indem sie in die Zimmer, in die Betten, in die Töpfe gekrochen wären, so hätten sie sich nach dem Berichte des Wirtes verloren, seitdem er auf Auraten guter Leute einen ganz roten Hahn in das Haus genommen habe „und ware keine mehr zu spüren, dieweil die Schlange, die teils der Influenz des Saturni, teils des Mercury unterworfen, und der Hahn völlig ein Thiere der Majestätischen Sonne ist, die dem Saturno widerstrebet“. Letztere Bemerkungen sind natürlich die Erklärung unseres Verfassers.

Wie er aber sich sein Urteil bewahrt und sich vor allem, was teuflisch aussehe und den Geboten der Religion widerspreche, ängstlich zurückzieht, dafür sei mir gestattet noch einen Belag zu benützen. S. 96 handelt er „von den Farnsammen und dessen Mißbrauch“. „Fast mit keiner Sache“

¹⁾ Dieses Glöcklein hatte die Eigenschaft, die Bergmännlein (Erdgeister) zu citieren, „welche, wie die Erze und andere Praetiosa, so unter der Erde beschaffen und zu bekommen sind, den Menschen informieren, wohl die beste Erze auß der Erde herauf bringen sollten.“

— erzählt er — „verführt der Satan mehrer Leute, als durch den farnsaamen, welchen die wenigsten suchen, wie, wo und wann sie sollen. In Italien habe ich viele gekennet, welche in der Johannes-Nacht zu denen Stauden hingelegt und den Saamen durch gewisse Seegen-Sprechen zu fangen vermeinet haben. Andere verwegene gottvergeffene Gesellen gehen zu einem Creutz-Weege, ziehen sich nackend¹⁾ auß, stehen in einem Creyß, da dann oft einer verloren und dem Teuffel zu Theil wird, daß niemand wissen oder sagen kan, wo er hinkommen ist . . . Die meisten holen diesen Saamen zu der festmachung, einige Glück im Spillen zu haben, widerum andere, um bey dem Frauenzimmer beliebt zu seyen, welche Eigenschaften von Natur gedachter Saamen nit besitzt.“ Daß aber dem farnsaamen große Bedeutung zukomme, davon waren die Leute damals fest überzeugt (wie er ja noch im heutigen Aberglauben eine große Rolle spielt), und so fährt unser Autor fort (S. 97): „Kräfttig mag er wohl seyen, diemeil, wie die Naturalisten urteilen, derselbe (das ist, das Kraut) in dem Kercker gestanden, da dem h. Johannes das Haupt ist abgeschlagen, und das auß eyfferiger und feuriger Lieb gegen Gott wallende und entzündete Blut darauf gespritzt ist; daher er jährlich in der Nacht, wann diese Enthaubtung geschehen ist, zu derselbigen Stund blühet, zeitig wird und wie eitel Feuerfunken auß seinem Lager springet.“ Nüchtern faßt er sein Urteil zusammen: „Ich habe wohl von solchem Saamen gesehen, aber kein Wunder davon gespüret, und hat mich eine fürstin in Böhmen gelehrt, wie man ihn, ohne sein Gewissen zu beschweren, auch ohne alle forcht und Gefahr erlangen möge. Nemlich man spannet ein neu ganzes Leilach um die Staude herum auf hohen Stecken an denen vier Ecken, belegt das gänze Tuch mit Wull-Kraut, sonst Königs-Kerzen genennet, die Ecken des Leilachs mit scharlach-farben Bändeln angebunden, so schlägt sich der sonst hochspringende Saamen in das Wull-Kraut, daß die bösen Geister in nicht rauben können . . .“

Ein Überblick über das Gesagte zeigt uns, daß unser Verfasser ein studierter Mann war, daß er seine Sprachen kannte und daß er Anhänger der *Magia naturalis* war, mit deren Hilfe er die Mittel, wie sie der Volksglaube bot, zu erklären suchte. Wie Theophrastus, sein Vorbild, sucht er Belehrung überall, wo er sie findet, bei dem gemeinen Manne ebenso gut wie bei dem fürsten (S. 62: „Ich habe bei einem fürsten ein klein Manuskrift von diesem Raymundo (a Mundo) gesehen, für welches Hochgedachter Herr 2000 fl. bezahlt hatte und andere 2000 fl. für den Tractat de Sympathia et Antipathia offerierte, wenn er zu bekommen wäre. Man

¹⁾ Über die Nacktheit bei Janberversuchen s. A. Wuttke, Deutsch. Volksaberglaube (1900³) 162.

hat deswegen an alle berühmteste Örter in Europa geschrieben, aber nichts entdecken können, als daß der allerchristliche König solche aus dem Madridischen Kabinet solle bekommen haben“). So hat er einen reichen Schatz von praktischen Erfahrungen gesammelt, welche er zum Besten des Volkes in gedrängter Übersicht darbietet. Die Absicht seines Büchleins ist „von den natürlichen und zugelassenen heilsamen und nützlichen (Materien) etwas zu reden, nichts abergläubisches oder galgenmassiges hervorzubringen und von den sowohl öffentlichen als verborgenen heimlichen verstrickten Paktten und Bündnüssen mit dem Satan abzumahnen“, und nicht genug bittere Worte findet der Verfasser „gegen das allerentsetzlicheste unter allen in Schwung gehenden Lastern und Greueln“ (d. i. die Zauberei). So bietet das kleine Werk auch für die heutige Volkskunde manch lehrreiche Notiz.

Wie Theophrast im Kampfe mit den Ärzten lag, deren Wissenschaft er reformierte, so teilt auch unser Anonymus gelegentlich scharfe Hiebe gegen die Mediziner aus, er, der „weder Medicinæ Doctor noch Praktikus“ ist. Selbstverständlich meint er „nur allein die Ignoranten, welche nur Buchstaben-Knecht sind und ohne Nachsinnen bloß allein auß ihren Bächeren curiren, wie die Blinden ohne Verstandes-Augen den statum morbi betrachten“ (S. 56). Gegen diese sind wohl auch die Worte der Einleitung gemünzt: „Im Wirthshauß bey dem Wein und Bier, Brandwein sind dergleichen Leuthe in Diskursen grosse Helden: in Untersuchungen aber derer Natur, Künsten und Wissenschaften, die man in vielen Theilen der Welt sammeln muß, wie die Biene ihren Hoenigsaim, sind sie faule Heintzen“.

Wenn nun ein solcher Mann auf Schlesien zu sprechen kommt, so werden wir seinen Bemerkungen ohne weiteres unser Interesse entgegenbringen.

Seinen Aufenthalt in unserer Provinz bezeugt er andrücklich (S. 80/81); er fällt wohl noch vor 1682, da um diese Zeit Kaspar Thym (s. u.) schon tot ist. Bei der Hochachtung, mit der unser Verfasser von dem schlesischen Pfarrer spricht, und bei seinem Sammeleifer läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß er mit ihm persönlich zusammengewesen ist. Allerdings sind die geographischen Angaben nicht genau, wird doch Landeshut nach Oberschlesien verlegt. Was erfahren wir nun von Schlesien?

S. 35 berichtet unser Autor von einem Kraute Moly¹⁾, das lange, breite Blätter habe, oben spizig und etwas scharf sei und auch in dem schlesischen Gebirge zu finden sei; es diene „in einem Säcklein mit einem

¹⁾ Jædler in seinem Universal-Lexikon s. v. bestimmt das Kraut als eine Art von Knoblauch oder Zwiebel und führt von der Heilkraft derselben an: Die Wurzel sei eine Zwiebel, außen schwarz, inwendig weiß; ihre Kraft und Jugend bestünde darin, daß sie widerstehe und alle Zauberei vertreibe, wenn man sie trüge. Demgegenüber ist unser Büchlein viel eingehender.

seidenen roten¹⁾ Schnürlein am Halse“ nebst anderen Zuthaten getragen als Abwehrungsmittel gegen Hexen und Zauberer.

Von Örtern des schlesischen Gebirges nennt er Neurode in der Graffschaft Glatz und Hohen Giersdorf bei der Stadt Schweidnitz sowie Landeshut.

Zu Neurode hatte er Gelegenheit, eine „antipathetische Kur derer Krotten (d. i. Kröten) wider das Spinnen-Gift“ kennen zu lernen. Eine Kreuzspinne stach nämlich auf dem Kirchhofe eine Kröte mehrmals auf den Kopf, welcher dadurch „anschwellte“. „Die Kröte schleppte sich hin wo zwischen dem Kraß ein Wegerich stunde, frasse davon und verlore also bald die Geschwulst.“ Diese Wirkung erklärt sich der Verfasser folgendermaßen: „Der Wegerich hat die grosse Eigenschaft, das hitzige Gift zu retundiren . . . Die Spinne ist lüfttig und hat ein sehr hitzig Gift; die Kröte hingegen ist irdisch und hat ein kaltes Gift, daher entstehet die grosse Antipathie“ (S. 25).

Merkwürdiges weiß unser Anonymus von dem Pfarrer Caspar Thym zu melden (S. 27): „Herr Caspar Thym, von der Augspurgischen Confession und Pfarrer zu Gerstorf, unweit von der Stadt Schweinitz, ein Mann von solchen fürtrefflichen Wissenschaften sowohl in Medicinalien als Chimischen und Magischen, daß alle Doctores im Land ihn deswegen beneideten, hat ein grosses Lob sowohl bey denen Römisch-Catholischen als bey seinen Glaubens-Genossen hinterlassen; die meisten Thym-Herren von Breslaw nannten ihn ihren Vatter, dieweil er verschiedene von solchen Krankheiten curiert, an welchen die berühmtesten Doctores verzweifelt hatten. Er ware insonderheit wol beliebt von dem (S. 28) General Kop (?), dieweil er unter in der Kayserl. Armee grassierenden Pest etliche 1000 Mann bey dem Leben erhalten. Weßwegen ihre Kayserliche Majestät der Kayser Leopoldus, von glorwürdigster Gedächtnuß²⁾ ihme nicht allein das Privilegium durch gedachten General Kop einliffern lieffen, überall im Land frey zu curieren können; sondern auch bey der Reformation den schriftlichen Befehl erteilten, den Caspar Thym und seine Pfarr-Kinder solle man unberührt und unverändert lassen, so lang er lebete.

¹⁾ Über die Bedeutung der Seide und der roten Farbe für den Volksglauben s. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch (1867) II, S. 252 ff. Vergl. auch unser Büchlein S. 16: „Die Erfahrung zeigt, daß die Hexen die Solarischen Sachen nicht leiden, als die hoch-rothe Corallen, die Cochenillen, den Scharlach und alles, was einen hoch-rothen Solarischen Sulphur hat“, und S. 17: „Wer einen in Gold oder Silber gefästen rothen Corallen Simfen das Männlein (sic) am Hals trägt und ein Stück vom Regulo Antimonij Martis in einem Scharlach Stücklein unter der rechten Achsen (Achselhöhle), dem mag keine Zauberey schaden“.

²⁾ 1705 ist das Todesjahr Leopolds.

Dieser Caspar Thym hat unter andern das Glück gehabt, die Conjunction aller Planeten zu erleben und aus allen das magische Glöcklein zu gießen, dessen Klang die Berge-Geister zwingt zu erscheinen, wovon allhie viel zu sagen meines Thuns nicht ist.¹⁾ Dessen aber will ich wol gedenken: daß aus dem Stercore humano (er) ein schön klares Öl gemacht und davon mit Zusatz anderer Ölen als von Joannes Blumen und Corallen denen Besessenen eingeben (hat); so ist es eine Weile still worden. Ja, wann er unterwegs gewesen, um solches zu bringen und einzugeben, so hat der Geist alsobald angefangen zu mummeln und zu schmehlen: Da komt der Kern (l. Kerl) wider mit seinem Dreck.

Allhie sind drey Ursachen der Antipathie. Erstlich, das Öl deß Stercoris humani, welches der stolze Geist nicht neben sich (S. 29) leiden mag.²⁾ Zum andern das Öl Hypericonis,³⁾ welches bey der Creutzigung Christi unter dem Creutz gestanden und der Influenz des Jupiters ganz unterworffen ist. Endlich die Corallen-Tinctur, die ganz Solarisch ist, und also alle drey Partes dem Saturnischen Geist schnur grad entgegen.“

Über diesen Caspar Thym berichtet Leuschner (Ad Cunradi Silesiam togatam S. 27): Sacra ibidem (in Giersdorf) antea curavit, dein vero exul⁴⁾ medicum et in rebus metallicis praefectum egit. Um 1682 stirbt er. Damit decken sich die Angaben in Jedlers Universal-Lexikon 43, 2038: Caspar Thym (Thyme), Pastor in Hohen-Giersdorf bey Schweinitz, wie auch selbiger Zeit berühmter Chymicus und der Medicin Practicus, ingleichen Inspector der Bergwerke in Ober- und Nieder-Schlesien.

Die gemeinsame Kunst der Chemie und der Medizin wird wohl unsern Verfasser mit Caspar Thym zusammengeführt haben. Über keine der in seinen Büchlein genannten Personen läßt er sich so ausführlich aus, und der Ton der Hochachtung, der seine Mitteilungen durchklingt, läßt wohl den Schluß zu, daß unser Verfasser dem C. Thym manche Anregung zu verdanken hat. Da Thym die Aufsicht über die schlesischen Bergwerke übertragen war, so nimmt es weiter nicht wunder, wenn seine Zeit dem kenntnisreichen Manne „das magische Glöcklein“ andichtet.

Vielleicht stammt aus dieser schlesischen Quelle das 92. Stück unseres Büchleins: „Wie die Schätze unter der Erden steigen und sinken“ Ich

¹⁾ Doch S. 107 behandelt er es ausführlich, aber mit Zurückhaltung.

²⁾ In der *Magia naturalis* wird das *stercus humanum* öfters angewandt. So z. B. zwingt ein Pfarrer in der Oberpfalz (nach Agricola) dadurch, daß er sein krankes, „verzaubertes“ Schwein damit überstreichen läßt, die Hexe, sich bei ihm zu melden und ihn zu bitten, sie von dem Odeur, das er durch seine Kunst auf sie übertragen hat, zu befreien. (S. 25). Daher auch der Widerwille des bösen Geistes gegen den „Dreck“.

³⁾ Aus *Hypericum perforatum* gewonnen.

⁴⁾ Also hat der Schutzbrief dem schlesischen Pfarrer doch nichts genutzt.

bemerke dazu, daß alter Bergmannsglaube den Erzen „ferch oder Leben“ zuspricht. Vergl. N. Solea: Ein Büchlein von dem Bergwerck, (1600) S. 1 ff. Dieselbe Ansicht drückt der schöne Bergmannspruch aus, der heute noch gang und gäbe ist:

Es grüne die Tanne,
 Es wachse das Erz,
 Gott gebe uns allen
 Ein fröhliches Herz.

Nachdem in dem 91. Stücke ein Mittel ausgeführt wird, „die verbannete (verzauberte) oder verthane Berg-Wercker widerum zu öffnen“, mit deren Verschließung die „Italianischen Hächelmacher“ meisterlich umgehen könnten, läßt sich nun im 92. Stücke unser Verfasser über das Steigen und Sinken der Bergschätze folgendermaßen aus (S. 110/111): „Wer einen Schatz graben will, der solle notwendig wissen, wann der Schatz am höchsten stehet: dann er steigt mit der Sonne auff und auch widerum ab, wann die Sonne zuruck gehet. Eigt nun der Schatz im freyen Felde, so ist der Sache bald geholffen, durch creutzweise Untergrabung, daß man unter den Schatz komme, da aber man mit dem Stollwerck, um den Schatz zeitlich zu unterstizen, nicht saumeseelig seyn muß. Sonsten kan der Gräber unter dem Schatz unterdruckt werden. Wann hingegen man es so weit bringen kan, daß die Sonne creutzweise unter den Schatz scheinen kan, so ist er gewonnen, dieweil die Erd-Geister ihn nicht mehr verrucken können.“

Diesen bergmännischen Glauben finde ich in einer dem frommen Sinne des Oberschlesiers gemäß umgemodelten Sage wieder, wie sie mir ein Beuthener Schüler übermittelte. Darnach stand hinter dem Margareten-Kirchlein bei Beuthen nach dem Goytale zu ein reiches Kloster, das aber in die Erde versank. In den Zwölfnächten steigt es auf und versinkt zugleich in einer Nacht. Ein Bergmann nun, der angetrunken nach Hause ging, stieß in einer solchen Nacht an die Kirchturmspitze (soweit hatte sich das Kloster gerade erhoben); ärgerlich über die Störung fluchte und wetterte er ganz abscheulich, und siehe! alsbald versank das Kloster mit all seinen Schätzen. Die Geistlichen ließen Nachgrabungen veranstalten, stießen aber nur auf verfallene Gänge. Zu gewissen Zeiten hört man dort in der Gegend Glockenläuten unten in der Erde.

Über Landeshut s. u. S. 847. Ohne einen bestimmten Ort zu nennen, erzählt unser Verfasser S. 80, wie er in Schlestien einen Mann gesehen habe, der einen unsichtbar machenden Rabenstein¹⁾ besaß. „Ein

¹⁾ Über die Bedeutung des Rabensteines s. A. Wuttke, Deutsch. Volksabergl. (1900³) 162. 475.

fürst offerierte ihm 1000 Rhlr. darvor, aber könnte ihn darvor nicht bekommen.“ Weiterhin berichtet er, auf welche Weise man sich in den Besitz eines solchen Kleinodes setzen könne.

Auch S. 64/65 lassen die Erzählungen den Ort unbestimmt; sie weisen aber wohl nach Oberschlesien. „Einige Breslauer Fuhrleute — so berichtet unser Verfasser — reisten von Breslau nach Cracau in Polen und mit ihnen ein lustiger gespassiger Mensch.“ In einem Wirtshause versprach der Wirt demjenigen, der seine an der Wassersucht franke Frau kuriere, eine „Calesche“ mit vier Pferden. Der junge Mensch sagte spaßweise: „Ihr laffet da einen Teig zum Roggen-Brod knetten, laffet die Frau in einen solchen Teig einschlagen und hinter den warmen Ofen liegen; so wird sie stark schwitzen und die Gesundheit erlangen.“ Der Wirt folgte dem Räte, die Frau wurde gesund, der junge Mann bekam die ausgesetzte Belohnung, ward 8 Tage tractiert und mit einem guten Zehrpennige nach Hause geschickt.

An einem anderen Orte in Schlesien hatte ein Arzt einem drängenden Manne den Rat gegeben, sein „wasserfichtiges“ Weib brav Hering essen zu lassen. Auch dieser Rat half.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören diese zwei Geschichten nach Oberschlesien. Das 19. Kapitel, das davon handelt, „wie man von denen Ungelegenheiten derer Verstorbenen und dannoch Leibhaftig herum gehenden Zaubern und Hexen kann befreyet werden“, bestätigt ausdrücklich, daß unser Autor Oberschlesien einen Besuch abgestattet hat. Da dieser Abschnitt in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit ist, muß ich ihn vollständig folgen lassen:

(S. 34/35.) In Ober-Schlesien, da ich dort ware, sind verschiedene Hexen und Hexen-Meister nicht allein bey der Nacht, sondern auch am hellen lichten Tag herum geschwärmet, und die bereits etliche Jahre gestorben waren, haben sich in denen Häusern sehen lassen, denen Leuthen die in denen Ofen-Röhren stehende Brätel gefressen; haben sich auch auff öffentlichen Märkten, auf denen Thürmen, denen Landstrassen und in Wäldern sehen lassen; ja, denen Leuthen keine geringe Ungelegenheit verursacht, welches den Magistrat von Landshut¹⁾ nothwendig bewegt hat, wegen dieses wunderlichen Wesens Nachfrage zu thun, und wie solchem Übel abzuhelffen seye, mit einander zu beratschlagen, dieweil in allen an diser Stad ligende Dörffern man darüber klagte. Endlich fielen diser Schluß: der gantze Magistrat solle an den Ort sich versiegen, wo diese Leuthe begraben worden, wo man die Gräber eröffnet, wie auch die Särche, worinnen sie mit dem Bauch und Gesicht gegen der Erden gelegen, und als man sie

¹⁾ Die Verlegung von Landshut nach Oberschlesien ist nur ein Gedächtnisfehler.

umgewendet, ganz unverfehrt und hüpsch roth von Antlitze zu sehen gewesen. Nachdem aber der Scharpfrichter mit dem scharpfen Grabscheit den Kopff abgestossen, da sie dann mit Verwunderung aller Zuseher Blut von sich gegeben, sind sie bis dato nicht mehr erschienen und werden auch schwerlich mehr zum Vorschein kommen, dieweil der Sathan die animalischen Geister nicht mehr zum Band hat.“

Ein oberflächlicher Blick auf den Inhalt dieses Abschnittes läßt erkennen, daß hier zwei Sagen kontaminiert sind, eine oberschlesische und eine Landeshuter.

Die Nachricht von der oberschlesischen Sage — oder sagen wir besser Sagen — ist für uns besonders wertvoll. Es war also schon im 17. Jahrhundert in oberschlesischen Volke eine Sage im Schwunge, wonach gewisse unholde Geister als „Wiedergänger“ (Revenants) angesehen wurden, die Leute in ihren Wohnungen¹⁾, ja auf den „Thürnen“ (Thürmen) gewaltig verierten, ihnen die Nahrung (Brätel = Braten) wegafsen²⁾. Das ist aber dieselbe Sage, die ich in den Mitteilungen d. Ges. f. schles. Volkskunde (1902) IV, 26 veröffentlicht habe, wonach ein Bettler mit dem vom Grabe geraubten Totenhemde auf den Turm flüchtete und nur durch das Schlagen der ersten Stunde vor Verderben geschützt wird. Es ist also diese Sage durch das Zeugnis unseres Büchleins als eine einheimische, dem oberschlesischen Lande eigentümliche bestätigt. Bekanntlich hat Goethe denselben Stoff in seinem „Totentanz“ bearbeitet. Durch das obige Zeugnis geht demnach hervor, daß unsere Sage von der Goetheschen unabhängig ist. Übrigens hat Goethe (nach Höck, die Vampirsage S. 32) den Stoff zu seinem Gedichte aus Martin Zeilers „Trauergeschichten“ (1625) genommen oder, wie Höck lieber annehmen möchte, aus Calmet *Traité sur les apparitions des esprits* . . . Paris (1757) II, 255 ff.

Wenn Höck a. a. O. von Martin Zeilers Gespenstergeschichte behauptet, daß sie die Grundlage für Goethes Gedicht geworden sei, so finde ich den Beweis dafür ebenso wenig erbracht, wie wenn er Calmet heranzieht, weil die Form seiner Erzählung Goethes Ballade näher stehe. Noch unbestimmter drückt er sich (S. 69 Anm.) aus, Calmet könne dem Totentanz Quelle gewesen sein. Außerdem weichen die beiden angeführten Gewährsmänner in der Art, wie sich der Türmer gerettet habe, bedeutend von Goethe ab.

¹⁾ Vergl. dazu unser Büchlein S. 19: Sie (die Hexen) kommen auch Truppen-Weise, halten im Zimmer eine Mahlzeit, tanzen und sind guter Dinge.

²⁾ Vergl. Lehmann, Aberglaube und Zauberei S. 91: Durch vielfache Erfahrungen ist bewiesen, daß die Hexen allerlei Gut, hauptsächlich Lebensmittel und Korn rauben können.

Nach Zeiler wirft der Wächter den Sterbefittel herab, während Calmet den Ungar das Gespenst von dem Turme herunterstürzen läßt. Und doch ist die Art der Rettung entscheidend für die Beurteilung der Quelle, die dem Gedichte vorlag.

Wie nun, wenn wir das Verhältnis umkehrten und Goethe von der oberschlesischen Sage abhängig sein ließen.

Goethe besuchte bekanntlich 1790 Oberschlesien; der „Totentanz“ wurde 1815 veröffentlicht. Den langen Zwischenraum können wir nicht beanstanden, da nach seinem eigenen Geständnisse Goethe in vielen Gedichten (z. B. Braut von Korinth u. a.) (s. Werke Hempel XXVII, 1, 352) „gewisse Motive, Legenden, uralte geschichtliches Überliefertes“ 40 bis 50 Jahre in seinem Innern trug. „Mir schien“, erklärt er, „der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedenen Darstellung entgegenreiften“, und so ist es auch unserer Sage gegangen.

Vergleichen wir sie mit der Goethischen Schöpfung, wobei wir nicht außer Acht lassen wollen, daß Goethes Nachrichten vollständigere und lebendigere sein konnten, so fällt uns zunächst die strikte Durchführung der Einheit in der Handlung auf. Die Vorgeschichte, die die oberschlesische Sage ausführlich erzählt, fällt weg; auch den Bettler kann der Dichter nicht gebrauchen, weil er uns in medias res versetzen will und es ihm darauf ankommt, in künstlerischer Gestaltung den Tanz der Toten zu schildern, eine prächtig gelungene Scene. Den Tanz kennt unsere Erzählung nicht, wohl aber, wie ich zu der von mir a. a. O. veröffentlichten Sage nachtragen will, den Zug, daß in der Geisterstunde die armen Seelen sich aus den Gräbern erheben, das Totenhemd auf den Grabhügel eiligst abwerfen und sich im Dorfe zerstreuen, um ihrem Geschäfte nachzugehen. Damit vergleiche man Goethes Schilderung:

Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:

Sie kommen hervor

Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut

Die Hemdelein über den Hügeln.

Hervorheben wollen wir auch, daß wie bei Goethe, so in unserer Sage eine Mehrzahl von Geistern auftritt.

Ferner haben beide gemeinsam die wiederholten Anstrengungen, die der Wicht macht, um an den Räuber seines Totengewandes zu gelangen. („Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht.“) In der oberschlesischen Sage wehrt sich der bedrängte Bettler, indem er verzweifelt immer und immer den Glockenstrang schüttelt, an dem der Geist emporzuklettern sucht,

Diese für die einfachen Verhältnisse Oberschlesiens bezeichnende Vorstellung von dem Strange fand Goethe nicht geeignet. In effektvoller Ausschmückung ist es bei ihm ein Kirchturm mit gotischen Zierraten und Zinnen, an denen, das Gespenst, von dem blinkenden Kreuze der Turmthür zurückgeschlagen, langbeinigen Spinnen vergleichbar von Schnörkel zu Schnörkel sich heranruckt.

Ja, das Zeitwort *grapsen* (M. Heyne in f. Wb. kennt nur diese Stelle als Beleg für das Verbum) der Ballade zum Ausdruck des ängstlichen hastigen Tastens erinnert recht an die schlesische Mundart (*grapschen*), wie sich Goethe in seinem Notizbuche den bergmännischen Terminus „bonken“ anmerkt und „Schneekuppe“ (also in der schlesischen Form), während sein Diener „Schneefoppe“ schreibt. Vergl. Jarneke, Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise i. J. 1790 (S. 22, 26 und die treffliche Monographie von A. Hoffmann, Goethe in Breslau und Oberschlesien . . . (1898). S. 63 f.

Dazu kommt schließlich als nicht minder bedeutsames Moment, daß Goethe die Tarnowitzer Friedrichshütte unter Führung ihres Leiters v. Reden besucht und daß unsere Sage aus dem Tarnowitzer Revier stammt.

Das sind, meine ich, so viele Berührungspunkte, daß die oberschlesische Sage wohl eher das Vorrecht genießen kann, als die Grundlage für Goethes „Totentanz“ zu gelten.

Die oberschlesische Sage unserer Zeit schreibt das gespenstische Treiben den „armen Seelen“ zu, eine Bezeichnung, welche der Verfasser unseres Büchleins von seinem protestantischen Standpunkte aus meidet. Überhaupt kennt oder nennt er wenigstens nur vier Namen der Teufelswesen Zauberer, Hexen, Unholde, Truten. Damit bekündigt er seine aufgeklärten Anschauungen — leider zum Schaden der Volkskunde; denn in der Charakterisierung der Wesen, die nicht allein bei der Nacht, sondern auch am hellen lichten Tag herumschwärmen und sich auf den Landstraßen und in Wäldern sehen lassen, erkennen wir die Eigentümlichkeit der Werwölfe wieder, wie uns andere Hexenbücher lehren.¹⁾

Auch in der zweiten Sage, der Landeshutter, sind wir über die Bezeichnung vollständig in Unkenntnis gelassen; allein die Züge, wie die oben durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen andeuten, entsprechen durchaus dem Wesen des *Vampirs*. Dieses Wort, aus dem Slavischen entlehnt, (poln. *upior*, *upierzycyca*) taucht, wie Hock in der öfters angezogenen Schrift nachweist (S. 54 f.), in der deutschen Sprache zuerst in den amtlichen

¹⁾ Unter vielen einen Beleg (aus Wierius de praestigii Daemonum IV, c. 23): Ein Weib sei gemeiniglich um Ostern eine solche Unsinnigkeit angekommen, daß sie etliche Wochen des Nachts in den Gräbern und auf den Kirchhöfen gelegen, zuweilen auf die Gassen gelaufen sei, des Tages aber sich an heimliche Örter verkrochen habe oder in die Büsche und Wälder geflohen sei. Vergl. auch W. Herz, Der Werwolf (1862).

Berichten an den österreichischen Hof vom Jahre 1725 und 1731/32 auf. Um diese Zeit ergießt sich über Deutschland eine wahre Flut von Schriften, die den Vampirismus zum Gegenstande der Erörterung machen. Auf die Bekanntschaft in Oberschlesien läßt die Tatsache schließen, daß die Vampirsage in den Nachbarländern verbreitet, ja in slavischen Ländern geradezu bodenständig ist. Vergl. Iwan Turgenjew, dessen „gewaltiger Genius . . . in grandioser Kühnheit die alte Sage mit phantastischer Erfindung vermählt und daraus eines seiner unsterblichen Meisterwerke geschaffen“ hat, die Novelle „Visionen“.

Von dem Vampirglauben ist die Vorstellung von dem Alpe nicht zu trennen. Unser Anonymus gebraucht für Alpe die Bezeichnung „Nacht-Truten“ (S. 22). Fest überzeugt von der Existenz dieser Geistererscheinungen erwähnte er, daß sie „auf die Bether (Betten) schleichen, sich über die Menschen legen und die Brüste aufsaugen“. Als bestes Schutzmittel dagegen empfiehlt er, über die Decke eine schneeweiße Ziegenhaut zu breiten, an welcher kein graues noch schwarzes Haar sei. Ob diese Alpsage schlesisch oder oberschlesisch ist, das ist bei ihm nicht ersichtlich.

Was wir aus unserem „Compendium“ über Volkskunde, speciell über schlesische, vernommen, ist wertvoll genug, um die Forscher auf unser Büchlein hinzuweisen.¹⁾

Schulhygiene in Oberschlesien.

Von

Dr. med. Karl Wittner, Jawodzie-Kattowitz.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Sozialpolitik und Reformarbeit. Im Großen wie im Kleinen werden Maßregeln zur besseren Fürsorge der verschiedenen Stände und Klassen erwogen und beraten, werden Wohlfahrts-einrichtungen erfunden und überall Reformen angestrebt, die an die Stelle der sprichwörtlichen „guten alten Zeit“ eine wirklich bessere neuere setzen sollen. Jeder vorurteilsfreie Beobachter wird derartigen Versuchen sympathisch gegenüberstehen müssen. Insbesondere sollte dies der Fall sein, wenn es sich nicht darum handelt, Sonderinteressen zu verfechten, sondern wenn sich Bestrebungen geltend machen, das Reformwerk auf gemeinsamen Boden aufzubauen und dadurch eine bessere Entwicklung von Dingen, die im Interesse des Ganzen liegen, herbeizuführen. Das gilt in des Wortes bester

¹⁾ Eine weitere Behandlung desselben behalte ich mir vor.

Bedeutung für diejenigen reformatorischen Bestrebungen, die sich mit der Entwicklung und Erziehung der heranwachsenden Jugend beschäftigen.

Allenthalben hört und liest man davon, in Zeitschriften und Vorträgen schwirren die Schlagworte vom „Jahrhundert“ und vom „Rechte des Kindes“ umher; man betont mit dringlicher Notwendigkeit, in höherem Maße, als es bisher geschehen ist, das Augenmerk auf die Entwicklung der Kinder zu werfen. Solange das Kind ausschließlich der Obhut seiner Pfleger und dem Schutze des elterlichen Hauses überantwortet ist, hat dies ein jeder mit sich abzumachen und darf diese Frage als reine Privatsache betrachten. Dies ändert sich naturgemäß von dem Augenblicke an, wo das Kind schulpflichtig wird und durch den Besuch einer öffentlichen Unterrichtsanstalt zum ersten Male — wenn auch vorläufig nur teilweise — sich vom Elternhause loslöst. Dann werden in fortschreitender Linie an seine Seelen- und Körperkräfte Ansprüche gestellt, deren zweckmäßige Erfüllung für das ganze Leben von Bedeutung ist.

So hat sich denn in den letzten Jahrzehnten aus diesen Erwägungen heraus jene Fürsorge entwickelt, die man unter dem Namen Schulhygiene zusammenfaßt. Die Schul-Gesundheitspflege soll diejenigen Bedingungen feststellen, unter welchen das Schulkind ohne Schaden für Körper und Geist Unterricht erhält. Allerdings muß man sagen, daß es zu einer einheitlichen und durchgreifenden Umgestaltung des Schulwesens noch nicht gekommen ist. J. B. die Frage der Überbürdung ist immer noch im Fluß: wir kreisen ja schon mehr als ein Jahrzehnt in dem Strudel der sogenannten Schulreform, ohne eine ausgesprochene, sichere Fahrtrichtung bisher erlangt zu haben. Vieles in schulhygienischer Beziehung ist schon als untauglich über Bord geworfen, anderes zum Teil noch Gegenstand gründlicher Durchmusterung — eines aber hat sich und zwar bezüglich der mehr einheitlich geregelten Volksschule als dauerndes Besitztum aus allen Versuchen herausgeschält — die Institution des Schularztes.

Die mit starkem Nachdruck erhobene Forderung nach Schularzten hat in der That bereits schöne Erfolge gezeitigt. Langsam, aber in unverkennbarer Progression hat sich der Schularzt immer neue Gebiete im deutschen Reiche erobert. Mit dem besten Beispiel sind darin viele Großstädte vorgegangen: sie sind ja wohl auch in erster Reihe dazu berufen, derartigen vernünftigen Neuerungen zu Recht und Ansehen zu verhelfen. In ihren Mauern spielt sich alles geistige Leben am ausdrucksvollsten ab, und demzufolge können auch in ihnen die Vertreter und Verkündiger der modernen hygienischen Gedanken am leichtesten zu einem großen Beobachtungsmaterial gelangen, welches die Richtigkeit ihrer Forderungen stützen und beweisen soll. Neuere Erhebungen haben denn auch ergeben, daß in den 33 Großstädten

des Reiches, die eine Einwohnerzahl über 100 000 besitzen, schon 22 die Schularzt-Einrichtung bei sich eingeführt haben. Aber auch kleinere Kommunen haben sich diesem Vorgehen angeschlossen, und die Zahl derjenigen Städte, welche Schulärzte anstellen oder ins Verwaltungs-Kollegium wählen, wächst von Tag zu Tag.

Was nun die Städte und große Gemeinwesen gethan haben, ist auch für den oberschlesischen Industriebezirk erstrebenswert. Die Durchführung dieses hygienischen Fortschrittes ist gerade hier von besonderer Wichtigkeit und soll im folgenden eine nähere Beleuchtung und Begründung erfahren. Vorher aber ist es notwendig, in kurzen Worten darüber zu berichten, was der Schularzt soll und was er nach den bisherigen Erfahrungen geleistet hat.

Die Schulhygiene sollte am besten die Hygiene der Schulgebäude, der Schulkinder und des Unterrichts in sich schließen. Vieles, was Bauanlagen, Ventilation, Heizung, Jugendspiele, Lesestoff anlangt, kann füglich ohne weiteres dem Special-Sachverständigen überlassen werden. Es ist darum gut, wenn einheitliche Kommissionen von Pädagogen, Verwaltungsbeamten und Technikern Hand in Hand arbeiten und somit dem Arzte die Aufgabe erleichtern, damit er sich um so nachhaltiger und ungestörter seiner Thätigkeit als Begutachter des Gesundheitszustandes der Schulkinder widmen kann. Sowohl die Schulrekruten als auch die älteren, schon eingeschulten Jahrgänge, müssen von ihm wiederholt oder bei gegebenen Gelegenheiten untersucht werden. Hierbei hat er sein Augenmerk hauptsächlich auf die sogenannten Schulkrankheiten, als da sind Kurzsichtigkeit, Rückgratsverkrümmungen, Ohrenleiden, Schwachsinnigkeit und Infektionskrankheiten der verschiedensten Art zu richten.

Damit wäre in großen Zügen und zum Verständnis des folgenden hinreichend die Thätigkeit des ärztlichen Beraters gekennzeichnet. Wenden wir uns jetzt dazu, die Frage für den oberschlesischen Industriebezirk im besonderen zu erörtern. Wie liegen die Verhältnisse bei uns? Was ist in schulhygienischer Beziehung schon geleistet worden? Was thut uns noch not und warum sind Schularzte gerade hier auf dem rechten Posten?

Zunächst ist, um auf das Vorbild der großen Städte zurückzugreifen, zu betonen, daß das ganze industrielle Gebiet in vielen Punkten sehr wohl an die Verhältnisse einer Großstadt erinnert. Auf einem verhältnismäßig kleinen Raume findet sich eine dichtgedrängte, nach Hunderttausenden zählende Bevölkerung, welche unter annähernd gleichen Erwerbsbedingungen sowie gleichen Wohnungs- und Verkehrsverhältnissen lebt. Alle diese Dinge berechtigen zu der Auffassung, daß wir in dem Industriebezirk nicht eine nur lose zusammenhängende Menge größerer Ortschaften, ein Konglomerat von Städten, Dörfern und Flecken, zu erblicken haben, sondern ihn vielmehr

als eine einzige Großstadt betrachten dürfen, welche dermaßen angelegt ist, daß sie einige wenige Hauptverkehrs-Centren besitzt, in deren Peripherie weiterhin — ähnlich wie die Außenwerke im Umkreise einer Festung — Vororte in kontinuierlicher Reihe liegen.

Die Bevölkerungsziffer — und auch hierin liegt eine Ähnlichkeit mit großstädtischen Verhältnissen — ist ständig im Wachsen begriffen und veranlaßt auf dem Gebiete des Schulwesens immer neue Anstrengungen, um auch nur dem bescheidensten und notwendigsten Bildungsbedürfnis gerecht zu werden. Schulneubauten entstehen in rascher Folge: hierbei hat nun offensichtlich die moderne Schulhygiene praktische Erfolge aufzuweisen. In vielen Industrieorten ist, wie ein vergleichender Blick auf die vorhandenen Schulhäuser älteren Datums und die in jüngster Zeit aufgeführten Schulgebäude neueren Systems lehrt, schon Mustergiltiges geschaffen worden, das Technikern und Verwaltungsbehörden zum Ruhme und den Schulmännern vom Fach zur Freude gereichen kann. Nur die Mitarbeiterschaft der Ärzte ist bisher in unseren gewerbsreichen Berg- und Hüttenbezirken noch nicht gebührend berücksichtigt worden. In dem schulhygienischen Kollegium fehlt der Schularzt. Nun ist die Zahl der Ärzte im Industriebezirke wahrlich keine geringe, und auch diese Thatsache legt, ohne auf Widerspruch zu stoßen, den Vergleich mit den Verhältnissen der Großstadt sehr nahe, und daß ein großer Teil der oberschlesischen Mediziner sich unter würdigen Bedingungen in den Dienst der Schule stellen würde, darüber ist wohl ein Zweifel kaum vorhanden. Unser Landstrich hat es aber mehr wie jeder andere nötig, in Fragen der Hygiene manche Scharte auszuweihen und dem Mißtrauen und den Vorurteilen, denen er heutzutage noch so vielfach ausgesetzt ist, wenigstens in gesundheitlicher Beziehung in der Fürsorge für die Schuljugend die Spitze abzubrechen.

Da ist es nun sehr interessant und lehrreich, sich durch einige Zahlen, die aus vertrauenswürdigster Quelle stammen, von dieser Notwendigkeit überzeugen zu lassen. Im neuesten statistischen Jahrbuch, welches vom kaiserlich deutschen statistischen Amte herausgegeben wird, findet sich auch eine Abteilung Medizinalwesen, deren Zahlenergebnisse den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes entnommen sind. Das Gebiet des deutschen Reiches ist nämlich für diesen Zweck in acht große Bezirke eingeteilt. Hierbei werden nur Städte und Orte, deren Einwohnerzahl 15 000 übersteigt, in Betracht gezogen. Der oberschlesische Industriebezirk gehört zum Oder-Warthegebiet, das im ganzen 26 größere Orte in sich schließt, von denen wiederum neun auf das engere Oberschlesien in unserem Sinne entfallen. Aus den Erhebungen des Jahres 1900 zeigt sich nun folgendes: Auf 1000 der Bevölkerung sterben 25,47, und damit marschirt das Oder-

Warthegebiet an der Spitze aller Bezirke. Nicht weniger illustrativ ist das Verhältnis bei der Angabe spezieller Todesursachen. Hierbei ergibt sich, um an dieser Stelle Scharlach und Diphtherie als die weitaus gefährlichsten Kinder- und Schulkrankheiten vorwegzunehmen, die Berechnung auf 100 000 Einwohner für Scharlach 35,8, worin uns allerdings noch zwei andere Bezirke übertreffen, und für Diphtherie 29,9, worin einzig und allein die niederrheinische Niederung mit dem in ihr liegenden gewaltigen westfälischen Industriezentrum unseren Distrikten den Rang streitig macht.

So sprechen denn auch dürre Ziffern, deren Studium sonst nicht jedermanns Sache ist, gerade hier in ihrer einfachen Übersichtlichkeit eine sehr beredte Sprache. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Schule mit ihrem innigen Kontakt der Kinder in den leider oft genug überfüllten Klassenzimmern zur Verbreitung der Leiden und Seuchen beiträgt. Hat nun der Schularzt, der gewissenhaft auf diese Anzutraglichkeiten fahndet, eine Verminderung zu Wege gebracht? Alle bisherigen Erfahrungen stimmen darin überein, daß sich die Verhältnisse bereits erheblich gebessert haben und daß namentlich bezüglich der Ohrenleiden die Erfolge ganz ausgezeichnete sind. Man bedenke, was dies schließlich für die Wehrkraft des Volkes bedeutet! Auch dieser Umstand ist für den ober-schlesischen Industriebezirk von großer Wichtigkeit, weil die Ergebnisse bei den militärischen Aushebungen nicht gerade glänzende zu nennen sind und viele Fehler, die den ober-schlesischen Arbeiter zum Militärdienst untauglich machen, auf Unachtsamkeiten und Vernachlässigung des Kindes während der Schulzeit zurückgeführt werden müssen. Vor allen Dingen sind es hierzulande die ansteckenden Krankheiten und unter ihnen besonders der schlimmste Würgeengel der Kindheit, der Scharlach, deren Verbreitung mehr wie bisher verhindert werden muß und kann, wenn der Schularzt im vordersten Treffen gegen diesen Feind kämpft. Die Massenquartiere, das haufenweise Zusammenwohnen kinderreicher Familien in durchschnittlich zwei nicht allzu geräumigen Gelassen (Küche und Zimmer), die Sorglosigkeit der Eltern in der polnischen Bevölkerung gegenüber dem „Ausschlag“, der mit Nasern, Schafblattern und anderen unschuldigen Hautveränderungen funterbunt in einen Topf geworfen wird, wofür auch bezeichnend ist, daß das ober-schlesische Polnisch gewöhnlich nur einen Ausdruck „chrosty“ für die verschiedensten Dinge hat, ferner nicht zu vergessen und nicht zu unterschätzen die Nähe der Grenzen, hinter denen genug Krankheiten lauern, alle diese Faktoren bringen es eben mit sich, daß der Scharlach geradezu zu einer „ewigen Krankheit“ wird. Er schleppt sich von Ort zu Ort, erlischt innerhalb ein und desselben Gebietes eigentlich nie, und nur die Heftigkeit wechselt, mit der er seine Opfer heischt.

Wie segensreich könnte da der Schularzt wirken! Gewöhnlich kennt er, wenn er schon jahrelang an einem Orte ansässig ist, seinen Sprengel ziemlich genau und wird durch seine Orts- und Familienkenntnis den Spuren der Infektion mit glücklichem Erfolge nachgehen können. Er wird daher, sobald verdächtige Krankheitsfälle gemeldet werden oder ihm selbst in seiner Klientel begegnen, mit Leichtigkeit bewirken, daß die schulpflichtigen Kinder derselben Familie oder desselben Hauses vom Unterrichte fernbleiben. Oft genug erlebt man es ja, daß die Eltern trotz einer auffälligen Erkrankung eines Kindes die andern ruhig und unbekümmert in die Schule senden. Der Schularzt aber kann früh- und rechtzeitig, worauf vor allem Wert zu legen ist, eine Revision der Klasse vornehmen und jedes Kind, welches verdächtige Symptome aufweist, vom Unterricht ausschließen lassen, und ferner im Einverständnis und nach Benachrichtigung der beamteten Medizinalpersonen eher eine oder mehrere bedrohte Klassen schließen behufs Vornahme einer gründlichen Desinfizierung der benützten Schulräume. Auch dafür sind die vorhandenen Einrichtungen im oberschlesischen Revier größtenteils sehr gute; auf Betreiben der Verwaltungs- und Medizinalbehörden sind neuerdings in sehr vielen Industrieorten die praktischen und sehr leicht zu handhabenden formalin-Desinfektionsapparate angeschafft worden. Außerdem übernehmen die wissenschaftlich-hygienischen Institute gern kostenlos die Ausbildung von Desinfektoren, so daß jede Gemeinde leicht in den Stand gesetzt wird, ein Hilfspersonal zu besitzen, das mit den neuesten und bequemsten Methoden vertraut ist — kurz es ist in der modernen Hygiene immerhin schon vieles dem Verständnis der beteiligten Kreise und Verwaltungen nahe gebracht worden; nur der wichtigste Faktor, der den Apparat in zweckmäßige Bewegung setzen soll und somit das Ganze krönt, der Schularzt, ist noch nicht da. Hier in der Schulgesundheitspflege klappt eine Lücke, in welche der Schularzt schleunigst einrücken muß. Der Erfolg wird auch bei uns nicht ausbleiben. Oberschlesien, in dem zugestandenermaßen eine Fülle von Intelligenz aufgespeichert ist, muß auch der geeignete Boden sein, in dem diese Ideen die schönsten Früchte treiben und eine Generation heranbilden helfen, denen die Hygiene des Kindes in Fleisch und Blut übergeht. Denn dieselbe Generation, für die jetzt zum ersten Male mehr gethan werden soll, wird ja dereinst über das Leben der nächstfolgenden zu entscheiden haben. Wir aber hoffen, daß sie, eingedenk der empfangenen Wohlthaten und Fürsorge, das Wort bestätigen wird: „Ein werdender wird immer dankbar sein!“

Die Dirschelmutter.

Eine Sage aus der Umgegend von Katscher.

Von

Professor Scharnweber, Breslau.

Unweit Katscher liegt der Ort Dirschel, in dessen Nähe sich ein unbedeutender Höhenzug erstreckt. Dieser ist der Schauplatz folgender Sage.

Es war im Jahre 1621 am Vorabend des Allerheiligentages. Die Sonne war im Verscheiden, der Sturm schüttelte die letzten Blätter von den Bäumen, und dichter Nebel lagerte sich auf Wald und Flur.

Da kamen zwei späte Wanderer, mit schwerem Gepäck beladen, die Straße von Troppau her; es waren Weber, die ihre Waren, die Frucht monatelanger Arbeit, in dieser Stadt hatten verkaufen wollen. Aber die Zeiten waren schlecht; war auch von dem verheerenden Kriege, welcher nun drei Jahre lang theils in Böhmen, theils in Ober-Osterreich wütete, Schlesiens bis jetzt verschont geblieben, so machten sich doch auch hier dessen Folgen nur allzu bemerkbar. Handel und Wandel stockte, und jedermann sah sich durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen, seine Bedürfnisse auf das Nöthigste einzuschränken.

Unter diesen Umständen hatten auch die Beiden vergeblich ihre Gewebe unter ihrem zahlreichen Kundenkreise zu verkaufen gesucht; trotzdem sie bereit waren, sie weit unter dem gewöhnlichen Marktwerte loszuschlagen, hatten sie keinen Käufer gefunden und sich endlich genötigt gesehen, unverrichteter Sache den Heimweg anzutreten.

Traurig und niedergeschlagen keuchten sie unter der Last ihrer Bündel; immer schwerer wurde ihr Atem, immer gepreßter ihre Brust, immer langsamer wurden ihre Schritte. Da sie, in ihren trüben Gedanken vertieft, nicht auf den Weg achteten, waren sie schon wiederholt gestrauchelt, auch wurde der Nebel immer undurchdringlicher, und so gaben sie die Hoffnung auf, noch vor Sonnenuntergang ihr Ziel zu erreichen. Sie warfen sich

todmüde in das feuchte Gras und legten ihr Bündel unter das Haupt, um sich kurze Zeit nur von den Strapazen des Tages zu erholen.

Doch während der Körper ruhte, blieb diese Wohlthat dem von den peinigendsten Gedanken gequälten Geiste versagt. Wie herb würde der Schmerz, wie traurig die Mienen von Weib und Kind sein, wenn sie ohne den erhofften Erlös heimkehren und statt der dringend notwendigen Einkäufe und Besorgungen nur ihre unverkaufte Ware mitbringen würden! Und hätten sie wenigstens hoffen dürfen, daß die nächste Zukunft sie für den heutigen Mißerfolg entschädigen würde! Gerade ihre vollkommene Hoffnungslosigkeit drückte sie nieder. Wie lange konnte es dauern, bis ihre wenigen ersparten Groschen aufgezehrt wären, und dann?

Doch was halfen ihnen alle diese Betrachtungen; vorerst galt es, die Heimat zu erreichen; das andere wollten sie Gott anheimstellen, der ihnen bis jetzt noch immer in aller Noth und Betrübniß beigestanden hatte!

In der That, es war die höchste Zeit aufzubrechen, wenn sie noch vor Thoresschluß ihre Behausung erreichen wollten. Als sie aber sich erheben wollen, sinken beide mit einem lauten Aufschrei nieder, von heftigen Schmerzen im Rücken und in der Brust gepeinigt, und ihre Beine waren wie gelähmt. Das war fürwahr ein harter Schlag für die Unglücklichen! Soeben noch hatten sie gemeint, unter der Schwere ihrer Sorgen fast erliegen zu müssen, doch was bedeuteten diese den Leiden gegenüber, die ihnen bevorstanden! Der Nebel hatte sich zu Regen verdichtet; der Sturm war zum Orkan geworden, und sie waren allen Unbilden des Wetters rettungslos preisgegeben. Vom Fieberfrost geschüttelt würden sie wohl kaum den nächsten Morgen erleben, und selbst wenn sie dann — denn vorher war es ausgeschlossen — von einem vorübergehenden Wanderer bemerkt und noch lebend den Ihrigen zurückgebracht würden, wäre ein langes Siechtum die unausbleibliche Folge dieser schrecklichen Nacht!

Den lauten Ausbrüchen ihres Schmerzes war schon längst leises, langgezogenes Jammern und Ächzen gefolgt, ein Zeichen ihrer völligen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Endlich hörte auch dies auf; da plötzlich dringt an Wigands Ohr das tiefe Atmen seines schlafenden Kameraden. Sollte diesem Schlummer kein Erwachen mehr folgen?

Der Schrecken erweckte die halb betäubten Lebensgeister des Webers. Stöhnend richtete er sich auf und versuchte durch heftiges Schütteln seinen Genossen den Banden des todbringenden Schlafes zu entreißen. Vergebliches Bemühen! Immer wieder fiel dessen müdes Haupt auf sein Bündel zurück, immer aufs neue schlossen sich dessen gläserne Augen!

Das jähe Entsetzen über das seinem Leidensgefährten drohende Geschick ließ den jungen Mann das eigene Leid vergessen. Mit fieberhafter Eile packte

er seine Leinwand aus und breitete sie über den Schlafenden, um ihn nach Möglichkeit vor Nässe und Kälte zu schützen. Durch die ungestüme Hast seiner Bewegungen war sein träges Blut wieder in Wallung gekommen, und von dem einzigen Gedanken getrieben, jenen zu retten, eilte er, ohne seine Schmerzen zu beachten, nach dem nächsten Dorfe, um dort Hilfe zu erbitten.

Aber kaum hundert Schritte war er gegangen, da leuchtete plötzlich ein Dornstrauch am Wege in hellem Glanze auf, und das aus ihm rauchlos hervorbrechende Feuer ließ alles um ihn herum wie in Licht gebadet erscheinen. Unwillkürlich hemmt Wigand seine Schritte, während den Flammen eine in dichtem Nebel gehüllte Gestalt entsteigt und sich auf ihn zu bewegt. Unmittelbar vor ihm weicht die dunstige Hülle; ein in überirdischer Schönheit strahlendes Weib von hoher edler Gestalt, in goldig schimmernde Gewänder gehüllt, steht vor dem Erstaunten und blickt ihn mit holdseligem Lächeln an.

Der arme Weber sank auf die Knie und entblößte sein Haupt.

„Wer bist Du, heiliges Wesen? Etwas ein Engel Gottes, mir zur Rettung gesandt?“ stammelte er ehrfurchtsvoll.

„Nein, ein Geschöpf wie Du“, entgegnete sie sanft, „wenn auch von anderer Art. Doch folge mir!“

Dabei berührte sie mit ihren Händen das Haupt des Knieenden und bedeutete ihm, sich zu erheben.

Wunderbar gestärkt stand er auf und folgte, ohne Ermüdung zu verspüren, von dem Lichte beleuchtet, das von ihr auszugehen schien, seiner räthselhaften Führerin durch Wälder und Auen bis zur Spalte eines Felsens, der sich bei deren Nahen öffnete. Magische Helle strahlte ihm aus dem Innern des Berges entgegen; durch weite, hochgewölbte Gänge drangen beide unter den zarten Tönen eines lieblichen Gesanges bis zu einem von glitzernden Säulen umgebenen Gemache vor.

Hier machte die Huldin halt.

„Du fragtest, wer ich sei. Wohlان, ich will Dir's künden! Vor langen, langen Zeiten herrschte hier mein Gemahl mit unumschränkter Macht. In blutigen Kriegen hatte er die benachbarten Völker sich unterworfen und sich ein Reich aufgerichtet, so groß, so furchtbar, daß selbst die entferntesten Staaten sich von ihm gefährdet glaubten und durch Gesandtschaften und kostbare Geschenke seine Freundschaft zu erwerben trachteten. Allein, während so die Götter ihn mit Reichtum und Macht in überreicher Fülle segneten, verschlossen sie hartnäckig ihr Ohr seinen flehentlichen Bitten, ihm doch einen Erben seines Namens und Ruhmes zu schenken. Umsonst ließ er, um sie sich günstig zu stimmen, kostbare Tempel bauen; vergebens floß

das Blut von Farren und Widdern von ihren Altären — zu seiner Zerknirschung mußte er erkennen, daß ein höherer Wille, als der seine, seinen Wünschen entgegenstand. Endlich gab er alle weitere Hoffnung auf; statt aber sich in Demut dem Ratschluß des Himmlischen zu unterwerfen, empörte er sich in wildem Trotz und rief aus:

„Wohl, so werde ich mir ein Denkmal aufrichten, das die Jahrhunderte überdauern soll!“

Nun begann für das arme Land eine Zeit des härtesten Frondienstes. Tausende und abertausende seiner Unterthanen mußten Hügel abtragen, Wälder ausroden, gewaltige Steinblöcke aus großer Entfernung heranwälzen und zu stattlichen Bauwerken zusammenfügen. Bei allen diesen Strapazen waren die Elenden allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und wurden obendrein noch unzulänglich ernährt. Gar bald brachen tödtliche Seuchen aus und rafften mehr als die Hälfte der arbeitenden Sklaven dahin. Was verschlug es dem Tyrannen? Menschen gab es genug; immer und immer wurden frische Arbeiter den Ihrigen gewaltsam entrißen und aus allen Theilen des unermesslichen Reiches zusammengetrieben. Endlich hatte Babor — so hieß mein Gemahl — das Ziel seines maßlosen Ehrgeizes erreicht. In nie geschauter Größe und Herrlichkeit prangte Baborow mit seinen prunkenden und goldüberladenen Palästen, seiner stolzen Zwingburg und allen seinen Wahrzeichen von des Königs Macht und Herrlichkeit; in vermessenerm Hochmut höhnte er die Götter und rief:

„Jetzt habe ich ein stolzes Werk geschaffen, welches, so lange die Erde steht, den Glanz meines Ruhmes noch den spätesten Geschlechtern verkünden soll. Ihr habt einst meine Opfer und Gebete nicht erhört. Nun, so habe ich mir dies Denkmal Euch zum Trotz errichtet!“

Ich war nicht Zeuge dieses Frevels; denn mein Gemahl hatte, empört darüber, daß ich mit den armen Opfern seines Übermuts Mitleid empfand und nach Kräften ihre Leiden zu mildern suchte, mich aus dem Palaste verbannt.

Kaum hatte er die gotteslästerliche Rede vollendet, so fiel er leblos nieder. Auch ihn hatte die Pest ergriffen, und in wenigen Minuten war er eine Leiche, dann aber verhüllten schwarze Gewitterwolken den Himmel und kamen wie Sturzbäche hernieder; mit dem Rollen des Donners verband sich dumpfes Getöse aus dem Erdinnern; der Boden that sich zu unseren Füßen auf, verschlang das neugegründete Baborow samt seinen Palästen und Burgen und begrub den Fürsten und mich, sowie alle Bewohner der Stadt und ihrer Umgebung.

Mich hat der Himmel dazu ausersehen, das Unrecht, was mein Gemahl auf Erden verübt, wieder gut zu machen und mit den durch Elend

und Tod erpreßten Reichtümern den Mühseligen und Beladenen zu helfen. So lange muß ich der heißersehnten Ruhe entbehren, bis dies Liebeswerk vollbracht ist; auch sind meinem Thun enge Schranken gezogen; nur in den heiligen Nächten ist es mir vergönnt, einzelne Sterbliche hierher zu geleiten."

Bei diesen Worten wies sie Wigand nach einer Ecke des Gemaches, wo Gold und Edelsteine lagen.

"Nimm", sagte die Fürstin, "davon, so viel Du willst, und teile es mit Deinem Gefährten. Wendet es aber gut an und betet für die Dirschel!"

Haftig ergriff der arme Weber ein bis zum Rande mit Goldstücken gefülltes Gefäß und rief erfreut:

"Gott und den Heiligen sei gedankt; nun bin ich reich für mein ganzes Leben!"

Da erhob sich fürchterliches Getöse um ihn her; finstere Nacht umgab ihn, und besinnungslos stürzte er nieder. —

Der Morgen graute, als Wigand an der Seite seines Kameraden erwachte. Schlaftrunken rieb er sich die Augen und weckte jenen, der zu seiner freudigen Überraschung sich gesund und frisch von seinem Lager erhob.

Während nun beide ihre Bündel schnürten, erzählte Wigand den Traum, den er gehabt, und dieser bedauerte lebhaft, daß die Wirklichkeit dem so wenig entsprach.

Aber wunderbar; mochten die goldigen Strahlen der aufgehenden Sonne frohe Hoffnung in sein Herz leuchten, mochte der erquickende Schlummer seine Lebensgeister zu neuer Schaffenskraft erweckt haben, er rief heiter aus:

"Danken wir Gott, daß wir gesund zu Weib und Kind zurückkehren. Das andere wird sich mit seiner Hilfe schon finden!"

Als sie sich zum Gehen anschickten, gewahrt Eibor ein altertümliches Steingefäß am Wege stehen und macht den andern darauf aufmerksam.

Neugierig will es dieser aufheben; da entgleitet es seiner Hand und zerschellt; sein Inhalt aber, eine so große Menge funkelnder Goldmünzen, wie ihn die armen Weber in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, rollt zu ihren Füßen.

"Ah, die gute Dirschel", ruft Wigand jubelnd aus, "so war es doch kein Traum!"

Beide sammeln nun ihren Schatz und teilen sich darein. Dann treten sie ihren Heimweg an, wo die Ihrigen sie mit bangen Sorgen erwarteten. Aller Sorgen um das tägliche Brot ledig, überließen sie sich nicht einem behaglichen Nichtsthun, sondern blieben fleißig und sparsam, wie bisher, und erreichten im Kreise ihrer Familien ein hohes, gottgesegnetes Alter.

Der Kirche aber spendeten sie einen Teil ihres Vermögens mit der Bestimmung, daß für das Seelenheil der hochherzigen Fürstin am Tage Allerheiligen Messen gelesen werden sollten. —

Die Dirschel hat niemand mehr erblickt.

Der Flieder duftet . . .

Von

Maria Stona, Strzebowitz.*)

Der Flieder duftet süß und kühl,
 Mein Antlitz taucht in die Blüten,
 Da wird mir im Herzen glückeschwül,
 Als ob in Wonnen zerglütet
 Die Wunder meiner Liebe.

Ich fühle meines Atems Duft
 Sich über die Dolden breiten,
 Wie eine fremde, seltene Luft
 In die bleichen Blüten gleiten,
 Daß sie vor Staunen erschauern.

Und heimlich flüstert ihr Zittern leis:
 Hier quillt aus rotem Kelche
 Ein Hauch so honigschwer, so heiß,
 Ach wüßten wir nur, welche
 Blüte sich also kündigt?

Unser Atem ist kalt, doch brennend entflammt,
 Wie eine Heiligtume,
 Doch weicher Blätter Purpursammt
 Die Seele der fremden Blume
 Und hüllt uns in lodernde Fluten.

*) Aus dem demnächst bei Hermann Costenoble in Berlin erscheinenden Gedichteband „Klingende Tiefen“ von Maria Stona.

Ihr Schwestern, wir blühen in Liebeslust,
 Doch arm ist unser Leben —
 Wie mag sie glühen in tiefster Brust,
 Der solche Wonnen gegeben,
 Ihr ward die Krone der Liebe . . .

Wir.

Da wir wie Kinder uns liebten,
 In kindischem Übermut,
 Hab ich mich Dir verschrieben
 Auf ein Tüchlein mit meinem Blut.

Nun lieben wir wie Götter,
 Gewaltig, stolz und hehr,
 Und unsere heilige Liebe
 Bedarf des Schwurs nicht mehr.

Mein Blut, das heiße, rote,
 Durch Deine Adern kreist,
 Und meiner Seele Geheimnis
 Dein Liebeszeichen weist.

Ein Frühlingstag.

Von

Karl Klings, Schöneberg-Berlin.

Mit segnenden Händen über Land ging ein leuchtender Frühlingstag. —
 Und der Frühlingstag stieg auf die Schultern der Berge, um dem
 „Altvater“ und seinen Nachbarkönigen die weißen Schlafmützen vom Scheitel
 zu ziehen. Aber die alten Riesen lächelten im Traume nur über die harm-
 lose Neckerei und schiefen ruhig weiter. Auch der Frühlingstag lächelte
 und ließ ab vom vergeblichen Bemühen, hüpfte heiter, wie er gekommen,
 die Hänge hinunter über Wald und Busch, lief durch die Vorberge und
 schwebte von der „Bischofskoppe“ nieder in die weite schneefreie Ebene. Wo
 sein Fuß hintrat, öffneten verträumte Veilchen heimlich ihre blauen Augen
 und staunten dem siegfriedhaften Wanderer nach, und wo der lichte Saum

seines Mantels leis über kahles Gezweig dahinwogte, schossen zierliche Wollkätzchen aus braunen, goldnen und purpurnen Ruten und streuten Staub und Duft in den leichten Wind.

Und der Frühlingstag kam in ein kleines armes Dorf. Oben am Eingang, wo bei den ersten strohgedeckten Häuschen der Wegweiser mit der Namenstafel des Dorfes steht, trat er herein und schritt die schmale Straße hinunter. Wenn ihm ein verhärmtes Menschenkind begegnete, hob er segnend die Hände. Und die Männlein und Weiblein blieben verwundert stehen, entrunzelten die Stirn, lächelten vor sich hin mit blassen Lippen und sahen um sich mit großen, fragenden Augen, als wär' ein Wunder geschehen in ihnen, als wären sie eben erwacht aus langem, langem Schlaf mit schweren bangeren Träumen. In ihren Seelen sang und klang es heimlich, tote Hoffnungen standen auf, sprengten den Kerker, den Gram und Sorge in grauen Winternächten gezimmert, und jubelten wie heimkehrende steigende Lerchen. — Die kleinen Mädchen lachten und steckten sich die ersten Gänseblümchen aus dem Garten in die Zöpfe, faßten sich an den Händen und tanzten und sangen vor den Hausthüren „Ringel, Ringel, Rosenkranz“. Die Knaben aber schlichen hinter Scheunen und Ställe, zogen die Stiefeln schnell von den Füßen und übten sich im langentbehrten Barfußlaufen.

Der Frühlingstag kam indes an das letzte Gehöft des Dorfes. Es lag etwas abseits von der Straße, umgeben von einem hohen Bretterzaune, über den der Giebel des Wohnhauses herausah. Unfreundlich starrte er herüber wie ein kaltes vergrämtes Gesicht. Ob die Menschen, die darunter wohnten, ebenso düster und mißmutig in die Welt sahen, wie der alte Giebel? Der Frühlingstag schwang sich über das Hofthor und trat ans Fenster. — Gewiß, hier wohnten mürrische, verdrossene Leute.

Die Bäuerin stand am Fenster, ein hochgewachsenes, üppiges Weib mit herbem Gesicht, eingekniffenen Augen, aufeinander gepreßten Lippen, vollen roten Backen. Sie hatte sich die Barchentjacke angezogen und warf eben ein wollenes Tuch um ihren Kopf.

Der Frühlingstag hob leise seine Hände, und langsam glitt ein feiner Sonnenstrahl über die strengen Züge der Frau. Die mißmutigen Schatten, die brütend unter ihren Augen und in den Falten der Stirn saßen, flohen wie überraschte Gespenster. Die Bäuerin wußte nicht, wie ihr plötzlich geschah. Staunend horchte sie in sich hinein. Aus der dunkeln Tiefe ihres Innern stieg es empor, warm, glühend, wie singende, klingende Quellen. Ihre Seele dehnte sich, als wüchsen ihr junge, sehnsüchtige Flügel. Was war das? Freude? Glück, Glücksahnung? Worüber hätte sie sich freuen sollen? Sie hatte keine Ursache zur Freude. Aber die frohe Stimmung wich trotzdem nicht von ihr.

Hinter der Bäuerin drüben an der Ofenbank stand ihre Stieftochter vor dem mit Messingreifen beschlagenen Aufwuschschaff, damit beschäftigt, Schüsseln und Teller samt dem Geschirr von der Mittagsmahlzeit im lauen Wasser abzuspülen oder mit dem kleinen in Sand getupften Strohwisch blank zu scheuern. Über die Arbeit gebeugt, unwirbelte eine weiße Dampfäule sie so dicht, daß der Frühlingsseggen den Weg bis zu ihr nicht fand.

„Therese, feder Dich, doß De und Du wirscht fertig mit 'm Ufwaschen, Du mußt nochher flink amol nuffspringen ei de Mühle.“

Das Mädchen zuckte zusammen. War das die Stimme der Stiefmutter? So weich und mild konnte sie reden, die bisher immer nur wie ein Unteroffizier in grobem Befehlston in sie hineingeschrien? Und „Therese“ hatte sie gesagt, nicht „Mädel, Mensch“ oder dergleichen, wie sie's sonst that. Was ging in der Stiefmutter vor? Noch beim Mittagessen hatte sich ihre alte Art in unverminderter Weise offenbart. Und jetzt auf einmal dieser weiche, fast warmherzige Ton in ihrem Munde! Wie reimte sich das? Leider konnte Therese nicht durch die Dampfwolke hindurchsehen, um den veränderten Ausdruck im Gesicht der Stiefmutter wahrzunehmen.

Diese fuhr indes fort, wie sie begonnen.

„An schien Gruß oan a Meester, und a sol üns doch ja su bale wie möglich 's Mahl schicken. 's letzte Brut leit ei der Olmer, wir müssen übermurne backen, Du weest's alleene.“

Damit verließ sie die Stube. Ihre Schritte verhallten im flur und stampften über den Hof hinüber zur Scheuer, wohin der Vater bereits vorausgegangen. Es sollten Seile gemacht werden heut Nachmittag, so war es bei der Mahlzeit beschlossen worden. —

Erst jetzt kam es der Therese zum Bewußtsein, was für einen Auftrag sie von der Stiefmutter empfangen. Die ungewohnte Wärme ihrer Worte, hatte sie so überrascht, daß sie nur den Schall aufnahm, ohne auf den Inhalt zu achten. Nun packte sie maßloses Staunen.

In die Mühle sollte sie springen, den Müller an die Ablieferung des Mehles erinnern!

Darin lag an und für sich nichts Erstaunliches. Das war so seit alten, langen Zeiten. Zwei, drei Mahnboten mußte der Meister immer erst sehen, ehe er die fälligen Mehlsäcke ins Haus schickte. Die Kundschaft schimpfte und drohte, — der Müller blieb der Alte, denn er brauchte ja keine Konkurrenz zu fürchten.

Das aber war unbegreiflich, daß Therese heute den Mahnzettel hinauftragen sollte. Seit zwei Jahren, eben so lange als die Stiefmutter im Hause war, hatte sie den Weg zur Mühle, den sie als Schulmädchen so oft zurückgelegt, nie wieder betreten. Die Stiefmutter war diesen Botengang

immer selbst gegangen, höchstens, daß der Vater sie einmal ablöste, wenn irgend eine häusliche Arbeit notwendig fertig gestellt werden mußte. Was drängte aber heut? Das Seilemachen kam immer noch zurecht. Bis zur Ernte gab es noch viele freie Nachmittage, wo man Seile knüpfen konnte. Man arbeitete doch heut nur, um nicht müßig zu sein. Warum ging also die Stiefmutter nicht, warum überließ sie ihr, der Stieftochter, auf einmal die Ehre? Sie konnte doch nicht plötzlich vergessen haben, was die Sperlinge draußen von den Dächern piffen, — daß der Müller Joseph der Therese „Schatz“ war. Am Weizenkranz, am Faschingtanz mußte jeder, wenn er nicht stockblind war, das merken. Und die Stiefmutter hatte zwei sehr scharfe Augen und mückenfeine Ohren, die wußte es längst, seit zwei Jahren. Das war ja der Grund, weshalb sie die Therese niemals hinausschickte in die Mühle. Sie hätte ja dort einmal mit dem Joseph zusammentreffen können. O, das wäre — — —!

Und heut sollte sie nun doch gehen! Wunderbar, seltsam! Was fiel der Stiefmutter ein? Was beabsichtigte sie damit? Steckte dahinter eine Falle? Oder, — oder, — wollte, wollte sie wirklich eine andere werden, eine richtige, liebe Mutter? Sollte das der Anfang sein? So gesprochen wie heut, hatte sie niemals zu ihr, auch nicht damals, da sie als Braut ins Haus trat. Das hatte unbedingt etwas zu bedeuten. Aber was? Woher der plötzliche Umschwung in Stimmung und — Gesinnung? Sollte wirklich eine neue Zeit anbrechen? Frühling draußen, Frühling auch zwischen Mutter und Tochter?

Therese zitterte vor Erregung unter der Flut immer von neuem auf sie eindringender Fragen und Hoffnungen. Dem Meister sollte sie den Auftrag überbringen? Mußte denn der gerade droben sein in der Mühle? Konnte nicht er, der Joseph, — vielleicht gar allein? O freilich, freilich, der mußte dort sein. Das sollte ein Fest werden!

Mit verdoppeltem Eifer glitten ihre Hände freudig über die Teller und braunen Schüsseln, und in wenigen Augenblicken prangten diese blitzblank und lachend im Topfbrett.

Die große Suppenschüssel stieg als letzte aus dem dampfenden Bade. Sorgfältig, wie es ihrer Würde gebührte, trocknete Therese sie mit dem roheinenen Handtuch ab und hob sie empor auf ihren Thron in der obersten Etage des Topfbrettes, wo sie als stolze Königin die Zeit zwischen den Mahlzeiten in beschaulicher Ruhe zu verdämmern pflegte. In dem Augenblicke aber, als Therese die Schüssel auf die Querleiste schob, rollte draußen die Dorfstraße herunter ein Lastwagen, und dazu erscholl ein lustiger Peitschenknall, der das Mädchen jäh aus ihren Gedanken aufschreckte. Das war ein Knall! Ein Hüpfen und Tänzeln, wie wenn Erbsen auf blanke

Selbst der Gedanke an den bevorstehenden Besuch in der Mühle vermochte des Mädchens Gemüt nicht aufzuheitern. Doch eilte sie, hinauszukommen aus der engen, heißen Stube. Die Luft stand so dick, so schwül, daß es sich schwer atmete.

Über das Steinpflaster im Hofe schlich sie auf den Zehen; denn die Stiefmutter konnte sich inzwischen anders besonnen haben und sie zurückrufen. Durch den Garten aber flog sie so schnell als nur die Füße sie trugen, und erst draußen, wohin der lauteste Ruf nicht mehr reichte, schritt sie langsam ins Feld.

Zwischen jungen Saaten lief der schmale Fußweg hinter dem Dorfe hinauf. Hundert Lerchen, die Kehlen voll jauchzender Lieder, hingen in der goldenen, blauen Luft. — Therese hörte sie nicht, das Knirschen der Scherben lag ihr im Ohr.

Mit welchem Entzücken könnte sie den Weg jetzt hinaufeilen, wäre der dumme Unfall nicht, drohte nicht die Entdeckung, der Jorn der Stiefmutter! Aber vielleicht ließ das Gewitter sich doch noch ableiten! Konnte sie doch auf dem Heimwege einmal beim Krämer nachfragen, ob er etwa Schüsseln von gleicher Form und Farbe auf Lager hätte! Der Zufall kam ihr vielleicht zu Hilfe.

Hinter den letzten Dächern des Dorfes stieg der Mühlberg auf. Die Mühle warf ihre ungeschlachteten Flügel empor wie Riesenarme, die sich dem Mädchen entgegenstreckten.

Dieser Anblick rüttelte die Therese aus ihren trüben Gedanken. Ihr Herz begann schneller zu schlagen und zitterte in wonnigbanger Erwartung. Mit jedem Schritt aber, den sie vorwärts that, wuchs ihre Hoffnung und war bald feste Zuversicht: Der Joseph würde droben sein, sie würde ihn sehen und . . . Wer stand dort in der Thür? War er es nicht? Die Hand überm Auge trat er heraus. Aber er hatte sie wohl nicht erkannt, er sprang wieder hinein. Sie kam eben zu selten. Doch, da war er ja wieder. Er flog die Treppe herunter, ihr entgegen.

Der junge Bursche konnte sich kaum von seinem Staunen erholen, er that wie närrisch. Auf offenem Felde wollt' er sie umarmen, daß sie ihm wehren mußte, und dann suchte er sie durch Schmeichelworte hinauf zu locken in die Mühle.

Therese hatte ihre Botschaft ausgerichtet und wollte gleich wieder nach Hause. Das verlangte ihr Mädchenstolz, daß sie sich erst ein wenig zierte, zum Schein ein Weilschen sträubte. Aber der Joseph hielt ihr Handgelenk umklammert wie ein Schraubstock; er bettelte so innig und versicherte dutzendmal, der Vater sei drunten in der Wirtschaft im Dorfe und er ganz allein oben in der Mühle, daß sie sich endlich langsam die Stufen hinauf-

ziehen ließ. Nur einmal wieder sehen, wie es darin flapperte und arbeitete, nur einen Augenblick, dann wollte sie wieder fort.

Der feine Mehlstaub, der den matterhellsten Raum durchwirbelte, wob eine dichte Wolke um das junge Paar. Und die Wolke trug die Liebenden fort, wie ein Zaubermantel, weit fort in ein Märchenland, daß die Räder der Mühle nur leise flapperten, leise wie im Traum, als gingen sie fern in einem tiefen, stillen Thale.

Aber der Neid lauerte dicht über den Köpfen des Pärchens. Oben auf dem Rande des Glöckleins saß er, dessen Stimme dem Müller ansagt, wann die Steine frische Körner fordern. Als er sah, wie das Küssen und Herzen gar kein Ende nahm, plagte ihn der Teufel, und er kroch an dem Hanfstricke hinunter zu den Mühlsteinen, um ihre Freßgier aufzustacheln. Und es dauerte nicht lange, so zerrte der Hunger der Steine so gewaltig an dem Stricke, daß das Glöcklein an seinem Ende wie besessenen Sturm läutete.

Gell aufschreiend riß Therese sich aus des Liebsten Arm. Aber sie stand gelähmt, an allen Gliedern zitternd, und ihre versteinerten Augen suchten das unheimliche Glöcklein. — —

Mit vieler Mühe gelang es dem Müller endlich, sie zu beruhigen. Sie versprach, noch ein Weilchen zu bleiben und konnte auch wieder lächeln. Schnell half sie ihm einen Sack Weizen auf die Schulter heben und in den Mahlgang schütten, damit die Glocke sie nicht zum zweiten Male erschrecke. Ihre Ruhe aber war dahin. Das schrille Erz hatte einen anderen Ton in ihrem Ohre geweckt: Das Knirschen der Scherben, das wieder lebendig ward und nicht mehr verstummen wollte. Und sie war fest überzeugt, daß in diesem Augenblick die Stiefmutter die zerbrochene Schüssel entdeckt habe. Dieser Gedanke verbitterte ihr Josephs Küsse.

Sie standen jetzt der Kammer gegenüber, in der sich die Pritsche mit dem Schlaflager der Müllerburschen befand. Oben aus der Thür, in Form eines Herzchens, war ein Guckloch ausgeschnitten. Therese hätte sie gern einmal geöffnet, um einen Blick in das räthelhafte Gemach zu werfen, doch Josephs Hartnäckigkeit widersetzte sich ihrer Neugier. Da hob sie sich auf die Fehen und näherte ihr Gesicht dem Guckloch. Entsetzt aber prallte sie zurück. Eine lange Nase starrte ihr daraus entgegen, und im Dunkel der Öffnung funkelten zwei große grüne Augen.

Das war zu toll! Ein Sprung, und sie war draußen aus der unheimlichen Mühle, die Stufen hinunter, und Joseph hatte das Nachsehen! —

Also deshalb durfte er die Thür nicht öffnen! Weil ein Lauscher in der Kammer steckte! Der Falsche! Wie oft hatte er nicht versichert, daß er mutterseelenallein wär' in der Mühle! —

Aber, wer mochte ihr Liebespiel belauscht haben? Wem gehörte die lange Nase? Doch keinem andern, als dem alten Meister, der sein Mittags-schläfchen auf der Pritsche gehalten und den ihr Aufschrei geweckt hatte.

Doch — — hatte der nicht eine kupferrote — Nase? Und es war doch eigentlich keine lange Nase gewesen. Im Gegenteil: ein rechtschaffenes Stumpfnäschen, wie es einem vierzehnjährigen Burschen zukommt. Sie hätte auflachen mögen. Wie konnte sie zweifeln. Josephs Bruder hatte gelauscht, kein anderer sonst. Und der würde schweigen. Joseph hatte ihn wohl hineingesperret, um mit ihr allein zu sein. Deshalb war er, als er sie den Mühlberg heraufkommen sah, noch einmal in die Mühle zurückgesprungen, — der arme Junge! Es ging ihm jetzt gewiß schlecht, und sie war Schuld daran.

Sie hatte einen Schlehenbusch erreicht, der am Wege stand, überpudert mit unzähligen leuchtend weißen Blütensternchen. Hinter den trat sie nun und blinzelte hinauf zur Mühle. Joseph stand an der Brüstung und winkte mit einem bunten Tuche.

Ach, es war doch dumm, daß sie so ohne richtigen Abschiedsgruß und Kuß davongestoben. Namentlich, da der Störenfried nur des Liebsten Bruder gewesen. Aber umkehren und das Versäumte nachholen, konnte sie nun doch nicht mehr, es war so schon zu spät geworden. Sie pflückte ein paar Veilchen, die zu ihren Füßen blühten, hielt sie empor, daß ihre Düste als Liebesgrüße hinaufzögen zu ihm, warf eine Kußhand zurück und eilte heimwärts.

Da kam ihr der Frühlingstag entgegen und hob segnend die Hände. Und ihre Augen wurden groß, und ihre Ohren thaten sich auf. Erst jetzt gewahrte sie, daß der Himmel blauer war und goldner und lachender als sonst. Sie hörte die Lerchen singen, und ihr Herz sang mit und jauchzte mit ihnen um die Wette und sehnte sich, empor zu steigen zur Sonne wie sie. So stark und licht war die Stimmung ihres Gemütes, daß der Gedanke an die zerbrochene Schüssel nicht den leisesten Schatten hineinwarf.

Als sie daher an den Rain kam, der zum Krämer hineinführte, schritt sie stolz daran vorüber. Der Gedanke, der Stiefmutter den Unfall verheimlichen zu wollen, schien ihr geradezu lächerlich. Das würde schwer gelingen. Und wozu auch? Ihr Herz war ohne Furcht, es fühlte den Mut zur Wahrheit. Woher dieser auf einmal gekommen, wußte sie freilich selber nicht. Aber, was brauchte sie danach zu fragen! Woher war die Milde der Stiefmutter gekommen? Es war heut ein Tag des Glückes, der Gnade. Es geschahen Wunder heut, die ganze Welt stand in Verwandlung. Schwache, zage Herzen wurden stark, beseelt von Mut, die harten wurden weich wie Wachs. Frühling, Frühling!

Zweijähriges Wintereis im Herzen der Stiefmutter fing heut an zu brechen. Überraschend strömten Wärme und Weichheit daraus empor. Der alte Groll, Mißmut und Härte, sie schienen tot oder lagen im Sterben. Es sollte Frühling werden in der That. Kam er heut nicht, kam er wohl nie.

Und auch Therese war eine andre. Sie war das Mädchen nicht mehr, das vorhin in trüben Gedanken diesen Weg dahinschritt, hinauf zur Mühle. Sie sah die Welt jetzt mit leuchtenden Augen, und ihr Herz war voll vom Jubel der jungen tiefen Liebe, die keinen Haß kennt, die allen Wesen der Schöpfung entgegenschlägt. Selbst der Stiefmutter mußte sie nun in inniger Kindesliebe gedenken. Ihr hatte sie das süße Glück, die schönste Stunde ihres Leben zu danken, ihr, der Frau, der sie jahrelang in Abneigung und Trotz gegenüber gestanden. Wie war das möglich? Gewiß, die Stiefmutter war oft unfreundlich und hart gegen sie gewesen. Aber es giebt Menschen, die äußerlich kalt scheinen, obwohl sie innen glühen, weil es ihnen nicht gegeben ist, ihre Gefühle leicht und rein zu offenbaren. Nur manchmal, wie ein Wunder, springt blitzend ein heißer Funke aus der dunkeln Tiefe. Und dann staunen die andern. Zu diesen Leuten gehörte die Stiefmutter ohne Zweifel. Das bewies der heutige Tag; sie konnte freundlich und lieb sein, wie nur irgend jemand. Therese hatte ihr also zwei bange Jahre lang viel Unrecht gethan.

Hatte sie von heut ab noch Grund, der Stiefmutter zu trotzen? Schon allein der Umstand, daß sie ihr den Gang in die Mühle überlassen, verbot das und verpflichtete zu herzlichem Danke. Und den sollte sie haben, ja, Liebe für Liebe! Leicht würde sich der Trotz ausreißen lassen, denn er wurzelte nicht tief. Er war mehr anezogen, mehr Gewohnheit, als angeborener Widerwille. Eine alte Magd, die vom Tode der Mutter bis zur Wiederverheiratung des Vaters diesem die Wirtschaft führte, hatte den Samen der Widerspenstigkeit in des Mädchens Herz gestreut, wahrscheinlich aus Rachsucht, weil sie sich um eine heimliche Hoffnung betrogen sah. Und als Nachbarin hatte sie das Pflänzchen mit liebender Sorgfalt gehegt und großgezogen. Nun aber sollte sie reden, was sie konnte, Therese würde jetzt kein Ohr für sie haben. Sie war eine alte Lügnerin, die es verhindern wollte, daß Stiefmutter und Stieftochter sich jemals fänden. Nun sollte die Stunde aber doch schlagen, trotz der Alten.

Noch nie hatte es Therese gewagt, die Stiefmutter als „Mutter“ anzureden. In den ersten Tagen nach der Hochzeit hatte sie's wohl manchmal versucht. Es war ihr aber dabei jedesmal gewesen, als müßte sie ersticken. Das Zureden der alten Magd und die Macht der Gewohnheit hatten dann bald bewirkt, daß sie an solche Versuche nicht mehr dachte. Sie wußte, daß dies Verweigern der üblichen Anrede die Stiefmutter bitter kränkte.

Das fiel ihr jetzt ein, und ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf — heiß wie Feuer. „Mutter, Mutter!“ das war das erlösende Wort. Träte sie mit dem ihr entgegen, dann hielt sie den Zauberstab in Händen, unter dessen Schlägen das letzte Winterreis nicht nur brechen, sondern schmelzen würde — für alle Zeit.

Hochaufgerichtet schritt sie dahin, und mit jedem Schritt schlug ihr Herz höher. Schon reckte sich der Birnbaum auf, die große Pappel am Scheungiebel.

Nun mußte es Frühling werden. „Mutter“, wollte sie sagen, „Mutter, die Schüssel . . .“ Und um den Lippen das ungewohnte Wort einzuüben, sprach sie es leise vor sich hin.

So trat sie in den Hof und lauschte nach der Scheune. Es schien ganz still darin; die Eltern hatten wohl aufgehört zu arbeiten und waren schon in der Stube. Das regte sie doch auf, das hatte sie nicht erwartet. Sie hatte sich erst überzeugen wollen, ob die Schüssel noch . . .

Im Vorbeigehen warf sie einen schnellen Blick durchs Wohnstubenfenster. Sie sah es nicht genau, aber es schien doch, als stände die Stiefmutter vor dem Topfbrett, einen Arm aufhebend, — vielleicht gerade nach der Schüssel.

Therese erschrak, daß ihr das Herz fast stehen blieb . . . Sie wankte hinein und legte die Hand an die Klinke der Stubenthür und stand und zögerte; sie fand nicht den Mut, zu öffnen. Endlich aber hatte sie doch ohne es eigentlich zu wissen, am Schnürchen gezogen, die Thür öffnete sich und sie mußte eintreten.

Aber die Stube war leer. Sie hatte sich getäuscht. Die Scherben, lagen unberührt in der Ecke, wie sie dieselben hineingeschoben. Das Unglück war noch nicht entdeckt. Gott sei Dank! Nun konnte alles noch gut werden. Sie fand Zeit, sich von dem plötzlichen Schreck zu erholen und Kraft zu sammeln. Es war doch nicht so leicht, wie sie geglaubt hatte . . .

Sollte sie dann die Stiefmutter aufsuchen, oder warten, bis sie in die Stube kam? Sie konnte sich bis dahin das Strickzeug vornehmen und dabei noch ein wenig überlegen.

Da fielen im Hofe hastige, schwere Schritte. Das war sie, die Stiefmutter. Ihre Stimmung mochte doch wohl umgeschlagen sein. So schritt sie, wenn ein heftiger Zorn sie fortriß. Therese zitterte an allen Gliedern vor Aufregung und Erwartung. Sie hatte ihre Kraft doch überschätzt, nie würde sie im stande sein, den Vorsatz auszuführen. Wenn die Stiefmutter hereintrat, mit rotem zürnendem Gesicht, finstern drohenden Augen — ein Blick, und sie würde in Angst vergehen vor ihr. Kam sie in Zorn, dann war alle Hoffnung zu nichte. Es war ein Traum, Vermessenheit, was sie gewollt . . .

Da hob sich leise die Klinke. Entsetzt schlug Therese ihre Hände vor die Augen. Vielleicht gelang es so, wenn sie der Stiefmutter nicht ins Auge sah. Ein Sausen wie Sturmwind verschlang sie.

Plötzlich aber ward es still, die Arme fielen an ihr hernieder, schwer wie gebrochene Flügel.

Die Stiefmutter stand in der Thür, reglos, stumm, und starrte herüber mit verwunderten Augen.

Ein Traumbild glaubte Therese zu sehen. War das die Stiefmutter? Ihr Antlitz leuchtete wie in Verklärung, ein wehmütiges Lächeln zitterte um ihren Mund.

Therese wollte sprechen. Tonlos aber zuckten ihre Lippen. Es schüttelte sie wie ein Krampf, sie warf die Arme empor, und gell, wie der Ruf einer Ertrinkenden, in zwei Stößen, löste sich's endlich von ihrer Zunge: „Mutt — —, Mutter!“

Und sie stürzte der staunenden Stiefmutter schluchzend an die Brust. — — Der Frühlingstag lächelte durchs Fenster, und seine Goldlichter flackerten durch die Bauernstube wie ein Freudenfeuer.

Chronik.

3. **Februar.** Die Zeitungen melden die Genehmigung der Vereinigung der Gemeinde Nieder- und Oberheiduk zu einer Gemeinde Bismarckhütte durch die Regierung.
11. **Februar.** Der bisherige Bürgermeister der Stadt Heiligenstadt, Alfons Priemer, ist als Bürgermeister von Leobschütz für die gesetzliche Amtsdauer von zwölf Jahren bestätigt worden.
17. **Februar.** Aus dem Dispositionsfonds des Schlessischen Freifuzgelderfonds ist zum Um- und Erweiterungsbau der katholischen Kirche in Michalkowitz, Kreis Kattowitz, eine Beihilfe von 10000 Mk. bewilligt worden.
18. **Februar.** Die Gemeindevertretung von Klein-Zabrze ermächtigt den Gemeindevorsteher, vom Fürsten Henckel von Donnersmarck für 65455 Mk. ein Grundstück zur Erbauung eines Krankenhauses zu erkaufen.
19. **Februar.** Die Stadtverordneten in Kattowitz genehmigen eine Beihilfe von 1000 Mk. zur Errichtung eines Bismarckdenkmals im Kattowitzer Südpark; sie genehmigen ferner den Beitritt zum Verbands zur Errichtung des hygienischen Instituts für den oberschlesischen Industriebezirk mit dem Sitz in Beuthen.
20. **Februar.** Das Statut der neu gebildeten Entwässerungsgenossenschaft Koblan im Kreise Ratibor ist vollzogen und damit die Genossenschaft begründet worden; sie umfaßt 41 Teilnehmer aus Koblan und Petrzkowiz und erstreckt sich über eine Fläche von 101 1/2 ha mit einem Grundsteuerreinertrage von rund 1000 Mk. Zur Bewilligung eines Staatsdarlehns an die Genossenschaft in Höhe der auf die beteiligten bäuerlichen Besitzer entfallenden Kosten ist ein Betrag von 20450 Mk. aus dem oberschlesischen Notstandsfonds zur Verfügung gestellt. (Schles. Zeit.)
- Februar.** Superintendent D. Kölling zu Pleß, Mitglied des Provinzial-Synodalvorstands u., Verfasser verschiedener Werke †.
- Februar.** Herzog Nikolaus von Württemberg, der letzte Vertreter der schlesischen Linien der württembergischen Herzöge, Besitzer der Herrschaft Carlsruhe O.S., in Carlsruhe O.S. †.
25. **Februar.** Ein Generalbevollmächtigter des Kaisers von Japan, der zur Zeit Deutschland bereist, trifft in Zabrze ein, um hier und im ganzen Industriebezirk die industriellen Anlagen und auch die Wohlthätigkeitseinrichtungen zu studieren.



Redaktion Dr. E. Zivier, Breslau, Moritzstraße 38.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.S.





